

RICHTLINIEN.

ANTRITTSREDE IN DER BERLINER
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
3. JULI 1902.

*SITZUNGSBERICHTE DER PREUSSISCHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN 1902. S. 793—796.*

Die Wissenschaft der deutschen Sprache entsprang im Zeitalter der vaterländischen Wiedergeburt aus den Lebensbächen der Romantik. Doch über romantische Vorurteile hinweg zog sie bald aus nebelhafter Universalität ins Enge und erwarb genaue Beobachtung, Sinn für das Tatsächliche, unbefangenen geschichtlichen Blick. Dabei halfen die in der verjüngten klassischen Altertumswissenschaft erblühende kritisch-formale Philologie und die eben geborene vergleichende Sprachforschung. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts stellte sich eine deutsche Philologie neben die älteren Schwestern, die klassische und die orientalische.

Die letzten fünfzig Jahre haben dieser deutschen Philologie außer vielen einzelnen Erfolgen einen bedeutendsten Fortschritt gebracht: die strengere Handhabung des kausal-genetischen Gesichtspunkts. Man lernte, viel schärfer als Jacob Grimm und seine Schüler vermocht hatten, die Wandlungen der deutschen Sprache nach Ort und Zeit zu sondern, zu beschreiben, zu verfolgen und ihren physiologisch-psychologischen Ursachen nachzuspüren, und fing an, diese Untersuchungen auszudehnen auf den gesamten Verlauf unserer Sprachgeschichte, bis herab auf die Idiome der Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts und den Sprachgebrauch der Gegenwart. Man lernte zweitens auch die rein künstlerische Gestaltung der deutschen Sprache in der Literatur deutlicher als Lachmanns und Haupts zerstreute Observationen es ge-

konnt hatten, zergliedern, charakterisieren und in ihrer zusammenhängenden Entwicklung begreifen.

So erklimm die historische Grammatik der altdeutschen Sprache und die Geschichtsschreibung der deutschen Literatur eine verheißungsvolle Höhe.

Allein diese Höhe soll nicht zur Ruhstatt werden. Sonst könnte, nachdem vor dem Mechanisieren und Hypostasieren der Laute und Formen gewarnt werden mußte, bald die neue, schlimmere Gefahr einer Mechanisierung und Hypostasierung des poetischen Stils andringen: einer Encheiresis naturae poeticae, die das Leben tötet, weil sie weder die Welt noch die Menschen genugsam beachtet.

Aller Geschichtsforschung Grundfrage: „Wie greifen Persönlichkeit und Gesamtheit ineinander?“ lautet für die Geschichte der Sprache, der natürlichen und der künstlerisch-literarischen, also: „wie verhalten sich und wirken zusammen der überlieferte Sprachstoff, dessen lebendes Archiv die Hörer oder Leser, dessen Urkunden die Handschriften oder Bücher sind, und die Kraft des sprechenden, schreibenden, dichtenden Individuums?“

Meine eigenen Arbeiten, wenn ich vor Meistern reden soll über Versuche, Bruchstücke und Anfänge, haben von jeher auf diese Probleme hingeeht. Die Eigenart Walthers von der Vogelweide trachtete ich in ihrem Werden sicherer zu erfassen, indem ich seine sprachlich-stilistischen Kunstmittel maß an denen seiner Vorgänger und so das Konventionelle darin von dem Persönlichen schied. Die Sprache des jungen Goethe stellte ich vom sprach- und stilgeschichtlichen Gesichtspunkt dar als Ergebnis einer letzten Auflehnung südwestdeutscher Sondersucht gegen den Sieg der ostmitteldeutschen Gemeinsprache, zugleich aber als bahnbrechendes Beispiel der Befreiung vom grammatisch-ästhetischen Regulbuch und als leuchtende Frucht der Verjüngung einer alternden Kultursprache durch Wiederbelebung abgestorbener Jugendkräfte in der Sprache Luthers, Hans Sachsens, des Volksliedes, der Mundart. Rückwärts schreitend forschte ich nach der Grundlage und dem Aufbau der sprachlichen Einigung unserer Nation und begann in umfassenden Untersuchungen, zu deren Neugestaltung, Fortführung und tieferer Begründung Sie mich freigebig unterstützten, nachzuweisen, wie die Entstehung,

Festigung und Ausbreitung des frühesten neuhochdeutschen Sprachtypus herauswächst aus ganz konkreten Verschiebungen der deutschen Bildung. Die Urform der neuhochdeutschen Spracheinheit wurde im mitteldeutschen Osten gegossen, weil hier seit dem 14. Jahrhundert, seit dem trefflichen Kaiser Karl IV., der Schwerpunkt einer neuartigen deutschen Kultur lag.

Die deutsche Philologie steht vor neuen großen Ernten. Sie wird, Prähistorie und Rekonstruktion beiseite lassend, selbständiger und freier werden und immer entschiedener ihren geschichtlichen, d. h. ihren echt philologischen Charakter hervorkehren, der in der Erforschung der realen Lebensmächte und der bedeutenden sprachprägenden Persönlichkeiten gegründet ist. Sie wird sich lösen müssen von der Hausgenossin ihrer Jugend, der vergleichenden Sprachwissenschaft, deren Ziele nicht die ihrigen sind. Sie wird dafür engere Fühlung mit den angrenzenden geschichtlichen Fächern eintauschen: mit der Geschichte der deutschen Kirche und Religion, des deutschen Rechts, des deutschen Staates, der deutschen Kunst, vor allem mit der Geschichte des Nachlebens und Neulebens lateinischer Sprache und Literatur in Kirche und Schule, in den wiederholten Renaissancen der mittleren und neueren Zeiten, endlich mit der Geschichte der romanischen Bildung.

Was für das griechisch-römische Altertum August Boeckh und seine Helfer geschaffen haben, seine Nachfolger immer freier, weiter und schöner ausbauen, das muß endlich einmal für die gesamte Entwicklung der deutschen Bildung nicht bloß theoretisch gefordert, sondern wirklich und nach zusammenhängendem Plan in Angriff genommen werden. Schon regen sich zu solchem Zukunftswerk an verschiedenen Orten arbeitsfrohe Hände. Ich selbst habe, diesem Ziele nachringend, dem von mir kritisch herausgegebenen West-östlichen Divan Goethes seine geschichtliche Stelle in der Zeitbewegung und in des Dichters persönlich-künstlerischer Wandlung anzuweisen gesucht und außer mehreren Lebensabrisse anderer Minnesänger über Walther von der Vogelweide neue biographische, in die Geschichte der mittelalterlichen Geistesbildung ausgreifende Forschungen kürzlich zu veröffentlichen begonnen.

Ich bin aufgewachsen in der Vaterstadt Kants, Hamanns, Ernst Theod. Amad. Hoffmanns unter dem schwarzen Schloß,

in dem der Stifter dieser Akademie die Königskrone sich aufs Haupt setzte; zum Landsitz Luisenwahl, der die edle Dulderin auf Preußens Thron in den Tagen tiefster vaterländischer Trübsal beherbergte, führte mich mein geliebter Vater auf häufigen Spaziergängen; Schlüters Standbild des ersten preussischen Königs gab mir einen meiner frühesten künstlerischen Eindrücke. Auf dem Gymnasium, daran einst Herder, Lachmann, Lehrs unterrichtet hatten, früh von begeisternden Lehrern, denen ich ein dankbares Gedächtnis zeitlebens bewahre, philologischen und geschichtlichen Interessen gewonnen, durch den hier wirkenden Geist von K. Lehrs für die lebendige Schönheit althellenischer Mythologie und Dichtung erwärmt, habe ich wohl zuerst blitzartig den Eindruck wissenschaftlicher Arbeit, die zur Nacheiferung reizt, aus Wilhelm Scherers 'Vorträgen und Aufsätzen' empfangen, die auf meinem Konfirmationstisch lagen. An der Universität Königsberg waren Schade, Friedländer und Dahn meine Lehrer. Meine eigentliche philologische Schulung danke ich der Universität Leipzig, und hier entschied ich mich im Kampfe mit den ererbten, seit der Kindheit in mir mächtigen musikalischen Neigungen endgültig für die gelehrte Laufbahn. Zarncke führte mich in die Technik unserer Wissenschaft ein und gewährte mir bis zu seinem Tode liebevolle Teilnahme; Hildebrand riß mich hin durch seine unvergleichlich tiefe Persönlichkeit und ward mir ein väterlicher Freund; Georg Curtius leitete mich zu grammatischer Arbeit an, und Braune öffnete mir den Einblick in die fortschreitende Methode althochdeutscher und altsächsischer Sprachgeschichte; Ebert weckte mein Interesse für die lateinische Literatur des Mittelalters; Ribbeck festigte meine klassischen Studien; Hübschmann und Windisch vermittelten mir die Kenntnis des Sanskrit. Ein Sommersemester in Bonn, dem ersten Leipziger folgend, hatte mir durch Wilmanns, Bücheler, Jakob Bernays mannigfache, nachkeimende Anregung gegeben. Als Leipziger Doktor kam ich endlich nach Berlin, um den Mann persönlich kennen zu lernen, dessen wissenschaftliches Wollen und Vollbringen trotz manchem Widerstreben und Zweifel mich längst gefangen hielt mit der unwiderstehlichen Macht, die nur der innere Einklang ausübt: Wilhelm Scherer. Die Lösung der von ihm gestellten Preisaufgabe über die Sprache des jungen Goethe, zu der ich meinen

Plan schon in Bonn, drei Jahre zuvor, unabhängig und doch mit seinen Absichten völlig übereinstimmend, gefaßt hatte, knüpfte uns für immer zusammen. Neben seinen Vorlesungen hörte ich Müllenhoffs tiefgründige Kollegien und durfte auch ihm persönlich nahe treten: als ich von ihm schied, um mich zu habilitieren, hat er mir segnende Worte gesagt, die ich niemals vergesse.

Jetzt komme ich zu Ihnen von der Universität Halle, deren Ursprung dem der Berliner Akademie äußerlich und innerlich so nahe steht, von der verdienten Beamtenschule des preußischen Staates, deren Bedeutung an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts ich in einer kleinen Gelegenheitschrift zu ihrem zweihundertjährigen Jubiläum*), deren späteren wissenschaftlichen Charakter ich in meinem Glückwunsch für Karl Weinholds fünfzigjähriges Hallisches Doktorat beleuchtet habe.

Den Mut, mich fortan als den Ihren zu betrachten, schöpfe ich nur aus dem dankbaren Gefühl, daß mir durch Ihr ehrendes Vertrauen außer spornenden Pflichten auch neue Kräfte zuwachsen werden in dem Zusammenarbeiten und Austausch mit erlesenen Führern eines weitverzweigten wissenschaftlichen Lebens. Denn als ein Lernender bin ich bis heute meinen Weg gegangen, und als Lernender will ich ihn weiter gehen, bis an das Ende.

Nach Herkunft, Anlage und Entwicklung wie nach dem Schauplatz meines bisherigen Lehramts in Preußen wurzelnd, bin ich durch Neigung und wissenschaftlichen Beruf je länger je stärker vom Süden angezogen worden, von süddeutscher Rede und Art, von der Einwirkung antiker und romanischer Kunst und Sprache auf die deutsche Kultur: so trete ich unter Sie mit dem Vorsatz und der Hoffnung, an meinem bescheidenen Teil Preußens deutschem Beruf zu dienen und die nationale Bildung unseres Volkes im Zusammenhang mit der Weltbildung pflegen zu helfen.

*) Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren. Halle a. S., Max Niemeyer 1894, Vorwort (s. Vorspiel Band 2).

EINLEITUNG DER VORLESUNG ÜBER
WALTHER VON DER VOGELWEIDE
AN DER BERLINER UNIVERSITÄT.

BERLIN DEN 29. OKTOBER 1902 (UNGEDRUCKT).

Wenn ich von meinem Rechte als Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften Gebrauch mache, um von dem Katheder der Berliner Universität zu einem weiteren studentischen Kreise über Walther von der Vogelweide zu reden, so folge ich dem Zusammenwirken verschiedener Beweggründe.

Mich treibt nicht bloß die liebgewordene Gewohnheit meines bisherigen universitätischen Lehrberufs, der akademischen Jugend ins Auge zu schauen und auf eine Schar empfänglicher Geister bildend einzuwirken und aus dem Gefühl des Erfolges selbst verjüngende anspornende Kraft zu saugen. Ich glaube, der Aufgabe meiner neuen Stellung in der Akademie der Wissenschaften, als Inhaber einer neu gegründeten Stelle dieser Akademie, die bestimmt worden ist für die Pflege und Erforschung der deutschen Sprache, insbesondere für die Vorbereitung und Abfassung einer umfassenden, auf allgemeiner kulturgeschichtlicher Betrachtung aufgebauten Geschichte der deutschen Schriftsprache — ich glaube, dieser großen Aufgabe am besten zu dienen, wenn ich ein mächtiges mir zu Gebote stehendes Mittel benutze, um Teilnahme und Verständnis zu erwecken und zu verbreiten für die Ziele und die Methode dieser besonderen Art wissenschaftlicher Behandlung der Geschichte unserer Sprache, die ich die bildungsgeschichtliche nenne.

Liegt es dem Akademiker ob, weitausgreifende Forschungen, die eines einzelnen Kraft übersteigen, durch plan-

mäßige Verteilung der Arbeit an mehrere zu organisieren, so braucht er Gehilfen und Genossen der Arbeit, die er am passendsten allein sich selbst heranziehen und ausbilden wird. Aber er braucht auch ein vorbereitetes Publikum, das fähig ist, die dargebotenen wissenschaftlichen Arbeiten zu empfangen und zu nutzen.

Und dies ist das eigentliche Motiv der gegenwärtigen Vorlesung über Walther von der Vogelweide.

Eine Geschichte der deutschen Sprache kann nicht geschrieben werden, ohne daß man den Einfluß der großen deutschen Dichter auf sie, ohne daß man die sprachschöpfende und sprachbildende Kraft dieser Dichter zur Anschauung bringt.

Mein erster Versuch wissenschaftlicher Arbeit, mit dem ich vor 22 Jahren an die Öffentlichkeit trat, trachtete danach, die künstlerische Entwicklung Walthers an der Entwicklung seiner sprachlich-stilistischen Kunstmittel zu erfassen und darzustellen. Mein letztes größeres wissenschaftliches Werk, dessen erster Teil vor zwei Jahren erschienen ist, will ein biographisches Vollbild Walthers geben auf dem Hintergrund der gesamten Geistesbewegung seines Zeitalters.

In diesen Vorlesungen will ich versuchen, das Interesse, welches ich bei Ihnen für den Dichter bereits voraussetzen darf, zu steigern und zu vertiefen zu einem innigeren, herzlicheren Verhältnis seiner Person und Dichtung gegenüber. Ich will Ihnen den Sänger nahe bringen als unübertroffenen Meister unserer herrlichen geliebten Muttersprache, als den größten Künstler des deutschen Liedes vor Goethe, als den von keinem erreichten poetischen Wortführer des nationalen Gewissens.

Ich will die prachtvolle Persönlichkeit Walthers so deutlich, so greifbar vor Sie hinstellen, als es mir nach jahrzehntelangem treuem Verkehr mit ihm, nach hingebender Vertiefung in seine Dichtung und in seine Zeit möglich ist: er soll zu Ihnen reden wie ein Gegenwärtiger, als ob er lebte, aber in seinem echten eigenen Sinn, in der vollen Wahrheit seiner geschichtlichen Existenz.

Ich will ohne alle gelehrten Allüren, ohne Ihnen fachwissenschaftliche Kenntnisse zuzumuten oder aufzudrängen, Ihnen die schönsten Gedichte unseres Freundes vertraut machen auch in ihrem ursprünglichen Klang, in dem Wort-

laut der biegsamen, reichen, kristallklaren, bildkräftigen, sinnlich frischen, wundervoll ausgebildeten mittelhochdeutschen Sprache, die das besaß, wonach wir Modernen streben, den festen poetischen Stil.

Ich will in Ihnen die Lust anregen, gelegentlich einmal auch selbst den altdeutschen Text des Sängers zur Hand zu nehmen und einzusehen. Ich möchte Ihre Beziehungen zur älteren deutschen Sprache überhaupt etwas freier und ungezwungener gestalten. Und vor allem: ich möchte, daß Ihnen aus meinen Darlegungen auch die Personen und der Geist des Zeitalters, in dem Walther lebte, etwas begreiflicher werden, daß das staufische Mittelalter für Sie aufhört, das unbekannte finstere Land der Barbarei zu sein.

Was ich Ihnen bieten will, ist also praktische Philologie, und zwar praktische Philologie angewandt im Dienste geschichtlicher nationaler Erkenntnis, im Dienste der gerechten, vorurteilslosen Würdigung unserer großen mittelalterlichen Kaiserzeit, deren erhabene Dome als ehrwürdige stumme Zeugen in das Getriebe des modernen Lebens hineinragen.

Ich brauchte vorher das Wort Philologie absichtlich, obgleich ich weiß, daß es in weiten Kreisen ein gefürchtetes oder verachtetes Wort ist. Denn es ist die ehrenvollste, treffendste, würdigste Bezeichnung einer wissenschaftlichen Bemühung, deren große menschliche Bedeutung, deren Wichtigkeit für die Bildung der Nation nur ein Kurzsichtiger, ein falsch Unterrichteter leugnen kann.

Philologie ist nicht die Schulmeisterei, mit der grüne Jungen geödet und drangsaliert werden. Philologie ist nicht die Freude an einem Konglomerat von grammatischen Formen, nicht die Freude an einem spitzfindigen System sprachlicher Tatsachen. Philologie ist die Wissenschaft vom Logos, d. h. von dem Wort, das zugleich Sinn ist. Es ist die Freude am sinnvollen Wort, am lebendigen Ausdruck des Geistes. Der Geist einer Zeit, einer nationalen Gemeinschaft, die wir Volk nennen, macht sich wahrnehmbar durch mancherlei Zeichen und Symbole. In der Tracht und Kleidung, in der Sitte, im Schmuck, in den Erzeugnissen der Kunst vom geschliffenen oder gespitzten Stein der ältesten Urzeit bis zum Kölner Dom, von der ursprünglichsten Tonweise eines Hirtenrohres bis zu den Symphonien Beethovens, von dem rohesten Tonamulet bis zum

Hermes des Praxiteles, von der simpelsten Bildkritzelei an einer Steinwand bis zu den Fresken Michelangelos und Raffaels im Vatikan.

Alle diese Ausdrucksformen des menschlichen Geisteslebens wenden sich an die äußern Sinne, das Auge oder das Ohr: nur durch unbestimmte Symbole und Zeichen, durch unbestimmte Ahnungen dringen sie auch tiefer ins Innere des Aufnehmenden, bis an die Pforte des Bewußtseins.

Allein in der Sprache redet menschlicher bewußter Geist unmittelbar, sicher und klar zum menschlichen bewußten Geist. Nur der in Worte gefaßte Sinn gibt das geistige Miteinanderleben der Menschen, der einzelnen wie der Stämme und Völker wieder. Nur in und mit der Sprache gibt es Religion, gibt es Recht, gibt es Poesie, gibt es endlich überhaupt ein entwickeltes Denken. Das Johanneische *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος*: „Im Anfang war das Wort“ hat seine tiefe Wahrheit: wenn wir auch ein Denken ohne Worte und über den Worten anerkennen müssen — so weit wir rückwärts schreitend in die Ursprünge menschlichen Lebens vordringen, überall steht das Wort, steht die Sprache am Anfang dieses menschlichen Lebens.

Die Philologie nun ist die Wissenschaft, die dem Zusammenhang zwischen Wort und Sinn nachforscht, die die Einheit von Wort und Sinn ergründen will. Aber nicht auf dem Wege der Spekulation, nicht durch allgemeine vernünftige Gedankenprozesse. Sondern indem sie die unendliche Vielheit von Erscheinungsformen dieses Zusammenhangs zwischen Wort und Sinn durch die gesamte Geschichte der Menschheit verfolgt. Diese ungeheure Fülle philologischer Phänomene sondert und gliedert sich aber in Gruppen und innerhalb von Grenzen, welche durch ethnische Unterschiede bedingt sind. Die Wissenschaft der Philologie ist darum die Wissenschaft von den Nationalitäten. — Die anderen Ausdrucksformen geistigen Lebens sind universal, allweltlich: Kleider und Moden, Werkzeuge und Geräte, Münzen und Kunstwerke, Melodien wandern über die Grenzen der Rassen und Stämme und Nationen. Sie können international werden und sind es zum Teil. Sie spiegeln also das allgemein Menschliche des geistigen Lebens und der geistigen Anlagen wieder. Die Sprachen haben noch jeder Zeit die Völker von einander getrennt. Wohl hat es Ge-

lehrtensprachen, Kultus- und Kirchensprachen gegeben und gibt es zum Teil noch jetzt, die über die nationalen Grenzen hinausreichen. Aber das sind keine lebendigen Sprachen, sondern Buchstabensprachen, tote Sprachen. Die wahre, die lebendige Sprache ist immer national und partikulär, immer individuell und temporär. Sie ist ewig, aber niemals stabil. Ein fließendes Gewässer, in dem kein Tropfen still steht. Und anderseits: ein Gewand, das jeder trägt, das aber auf eines jeden Leib anders aussieht und das kein einzelner gemacht hat.

Auf keinem Gebiet der Äußerungsformen menschlichen Geistes zeigt sich die unendliche Mannigfaltigkeit der Individualität und die unerschöpfliche Neuerungs- und Schöpfermacht der Natur, die grenzenlose Veränderlichkeit und Entwicklungsfülle des geschichtlichen Lebens überwältigender als in den Wandlungen und Gestaltungen der Sprache, des sinnvollen Wortes.

Die Philologie als die Wissenschaft von den nationalen Formen und den geschichtlichen Entwicklungen des sinnvollen Wortes ist zugleich die Offenbarerin tiefster und edelster Geheimnisse. Sie trägt die Leuchte in die verborgenen Gründe, wo die Wurzeln der Nationalität der Völker, der geistigen Eigenart der Jahrhunderte und Generationen, der Individualität der einzelnen großen Denker und Dichter liegen.

Die höchste Leistung der Sprache ist die künstlerische Anwendung des Wortes: die Poesie, die Literatur. Hier blüht das sinnvolle Wort in seiner reinsten und edelsten Entfaltung. Um sie hat daher die Philologie sich, solange sie besteht, zuerst und am meisten bemüht.

Es hat Jahrhunderte hindurch die Philologie nur bestanden als Magd für das Verständnis und den Genuß nationaler Literaturen oder genauer gesagt: ihrer hervorragendsten literarischen Werke. Aber diese Magd ist zuweilen frech geworden, hat die Herrin gespielt. Und noch heute wirkt diese jahrhundertlange Tradition unüberwindlich nach in den Kreisen aller Laien, d. h. aller Nichtphilologen. Für sie, für die große Masse, die auf dem Markt des Tages, in den Parlamenten, in der Presse die öffentliche Meinung schafft, bedeutet Philologie das höchst unfruchtbare Vermögen, einen Text sprachlich in allen grammatischen und sonstigen formalen (also z. B. metrischen) Einzelheiten zu verstehen. Der Hotelportier beherrscht in drei bis vier

Kultursprachen die Phrasen des häuslichen, touristischen, geschäftlichen Tagesbedürfnisses, die Gouvernante parliert in den Phrasen der gesellschaftlichen Tageskonversation. Das sind beides nach der allgemeinen Meinung achtbare und der Welt nützliche Wesen. Aber der Philolog druckst an meistens sehr alten, meistens sehr langweiligen Texten verstorbener Skribenten und Dichter so lange herum, bis er jedes einzelne Wort und jede einzelne Form darin säuberlich interpretiert und klassifiziert, d. h. auf irgend einen Paragraphen des grammatischen oder metrischen oder stilistischen Regulbuchs zurückgeführt hat. Das ist ein gemeingefährlicher Wicht. Ein Feind des frischen, fröhlichen, realen Lebens! Und auf ihn wendet man mehr oder minder offen und entschieden an das Goethische Wort vom Rezensenten: „Schlagt ihn tot den Hund, es ist ein Philolog!“

In Wirklichkeit war die Philologie längst von jenem Zustand weit entfernt, dem dieses Zerrbild einigermaßen ähnlich sehen könnte.

Grammatischer Formalismus, stumpfsinniger Observationskultus, wie er sich im 17. und 18. Jahrhundert bei Holländern und Deutschen in den dickleibigen notenreichen Editionen und Adversarien breit machte, ist ja längst, seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts durch große befreiende Philologen überwunden worden.

Und in dieser Zeit wurde der Philologie ihre wahre Aufgabe im wissenschaftlichen Bewußtsein erkämpft: sie soll die Interpretin sein nicht grammatischer Formen und Schulregeln, sondern poetischer Kunstwerke, des literarischen, des allgemein geistigen Lebens einer Nation. Herder, Friedr. Aug. Wolf, Boeckh, Welcker, K. Lehrs, Lachmann, Karl Otfried Müller, Mor. Haupt, v. Wilamowitz haben in diesem Zeitraum die sogenannte „klassische“ Philologie regeneriert zu einer Wissenschaft von dem nationalen Geistesleben der höchsten Kulturvölker der Erde, der Hellenen und Römer.

Aber außerhalb der „klassischen“ Philologie wurde gleichfalls seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts noch eine besondere neue Aufgabe der Philologie entdeckt und durch großartige wissenschaftliche Leistungen bewährt: auch die Sprache, welche nicht in der Literatur fixiert ist, hat ein Recht auf wissenschaftliche Erforschung. Die Sprache der Bildung, der Dichter und

Gelehrten, der Literatur ist nur die Spitze einer breiten Pyramide: des natürlichen elementaren Lebens der Sprache, das ohne künstlerisches Bewußtsein, ohne individuelle schöpferische Initiative, ohne planmäßige Verabredung nach inneren festen Gesetzen gedeiht. Neben den Begriff der Literatursprache, der Kunstsprache trat der neue Begriff Volkssprache; neben den Begriff Schriftsprache der Begriff der Mundart.

Volkslied und Volkssage, Volksrecht und Volksglaube sind die Sphären dieser weniger bewußten, einfältigeren Sprache.

Neben die Aufgabe, den Sprachgebrauch eines Plato, eines Sophokles, eines Thukydides zu charakterisieren, trat die neue: Wesen und Art der verschiedenen Dialekte eines Volkes ihren Gesetzen nach zu verstehen.

Die Philologie näherte sich etwas der gleichzeitig aufblühenden Naturwissenschaft. Sie erkannte, daß die Gesetze der Sprache nicht von Einzelnen diktiert sind. Daß die Sprache nicht bloß ein geistiges, sondern ein körperliches Phänomen sei. Nicht bloß Buchstabe, sondern vor allem Laut. Daß sie ihre Geschichte hat, welche die Gesamtheit, das Volk schafft.

Im Zeichen dieser neuen Erkenntnis wurde die Wissenschaft vom deutschen Altertum, die deutsche Philologie geboren.

Sie entstand durch den fortreißenden Zug einer nationalen Bewegung, aber zugleich durch den Geist der Romantik.

Die deutsche Philologie war ihrem Ursprung nach ein Akt des Widerstandes gegen den Klassizismus, gegen die Herrschaft des absoluten Schönheitsideals eines einzelnen fremden Volkes, sei es des römischen, sei es des griechischen, gegen den Rationalismus, d. h. gegen die Autorität der Vernunft, gegen den Kultus des Individuums, der Bildung, der Intelligenz, gegen die aristokratische Lebensanschauung, die in den Höfen, auf den Höhen der Gesellschaft allein Quell und lebendigen Fortgang der menschlichen Kultur erblickte, gegen die Suprematie romanischer Kultur. Ein neuer Begriff „Volk“ gibt der jungen Wissenschaft die Richtung und weist ihr in Recht, Mythologie, Poesie das Unbewußte!

In den Tagen, da die politische Ohnmacht Deutschlands der staatlichen Fremdherrschaft zutrieb, erwuchs die Wissenschaft, welche den Namen der Brüder Grimm und Karl Lachmanns trug, unter dem Zeichen der inneren Befreiung der Nation.

Ludwig Uhland, der patriotische Sänger, Gelehrte und Politiker, schrieb 1822 die erste Biographie eines altdeutschen Dichters: die Biographie Walthers von der Vogelweide. Und Karl Lachmann, der selbst als Jüngling in den Freiheitskrieg gezogen war, schuf 1827 die erste kritisch-wissenschaftliche Ausgabe der Gedichte Walthers: „Ludwig Uhland zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung gewidmet.“ So lautet die Widmung, die deutlich verrät, was der Lakonismus dieser mustergültigen, unübertrefflich wortkargen Ausgabe verschweigt: aus nationalen Motiven ist sie entsprungen. Und Karl Simrock, der nationale Lyriker und Übersetzer, gleichfalls wie Uhland ein Kind der Romantik, übertrug Walthers Dichtung zuerst 1833 in neuhochdeutsche Verse, Tiecks ersten Versuch weit überholend.

Die germanistische Wissenschaft hat sich im Laufe des Jahrhunderts von den romantischen Tendenzen ihres Ursprungs weit entfernt. Sie hat die anbetende Andacht zum Heimischen, zum Volkstümlichen, zum Kleinen und Unbedeutenden, sie hat die Überschätzung des Primitiven und Altertümlichen an sich, die Übertreibung des berechtigten Triebs, die deutsche Poesie aus sich heraus zu begreifen, abgestreift. Geschichtliche Objektivität hat romantische Unklarheit abgelöst. Man glaubt, seit Whitney und Scherer, nicht mehr mit Jacob Grimm und Schleicher an den Vorrang der alten Sprachzustände vor den jüngeren, an eine prinzipielle Verschiedenheit der Gesetze, nach dem sich sprachliches Leben in den Urzeiten und später vollzieht. Man zieht mit Scherer die Konsequenz daraus für die Wertung der Literatur- und Kunstepochen. Man würdigt wohl den Anteil des Volks und der unbewußten Tätigkeit bei dem Entstehen und Fortwachsen der Sitte, des Rechts, der Poesie. Allein man glaubt nicht mehr mit den Romantikern an eine mystische momentane Schöpfung des Epos, der Sage, der sittlichen Gebräuche durch die Volksgesamtheit.

Aber, meine Herren, in gewisser Beziehung hat die deutsche Philologie bis auf den heutigen Tag eine Art von Einseitigkeit und Enge bewahrt, die sich aus den Tagen ihrer Entstehung herschreibt und erklärt.

Sie war erwachsen an Jacob Grimms wundervoller Vertiefung in die jahrhundertalte vielverschlungene Geschichte der germanischen Dialekte, wie sie seine Grammatik seit 1819

den staunenden Zeitgenossen vor Auge gestellt hatte. Sie teilte mit der Romantik die unendliche Hochschätzung der Poesie als mächtigen Faktors des Lebens.

Die Poesie in deutscher Sprache war und blieb daher Mittelpunkt; Jacob Grimm hatte auch das deutsche Recht und die deutsche Mythologie umfaßt. Bei seinen Nachfolgern überwog aber unter dem übermächtigen Einfluß des Wortphilologen Lachmann wieder das Interesse an der Dichtung. Die seit Scherers 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' 1868 aufblühende streng genetische deutsche Grammatik mit linguistischer Färbung, deren glänzendste Vertreter der Däne Karl Verner, ferner die Deutschen Amelung, Mahlow, Braune, Paul, Sievers, Möller sind, bestärkte die Neigung, die mittelalterliche Literatur allein so weit zu berücksichtigen, als sie in deutsche Sprache gekleidet war, steigerte das Interesse an den formalen Elementen der deutschen Kultur und drängte die Teilnahme für die sogenannten Realien, für Recht, Sitte, Kunst und Altertümer zurück.

Darin liegt nun eine große Schwäche. Die deutsche Literatur des Mittelalters ist nur ein winziger Bruchteil der gesamten Literatur Deutschlands während dieser Zeit. Die Sprache der Bildung, der Kirche, der Wissenschaft, des diplomatischen Verkehrs, des Rechts war die lateinische. Die deutsche Poesie steht von ihren ersten uns bekannten Spuren an (seit dem 8. Jahrhundert) fortgesetzt unter den Bann der überlegenen ererbten lateinischen Kultur und Sprache, lange Zeit auch unter dem der französischen.

Hat die deutsche Philologie als die Geschichte der nationalen Bildung unseres Volkes die Aufgabe, die heimischen Bestandteile der mittelalterlichen Kultur herauszuschälen und sie in ihrer Entwicklung, in ihrem Zusammenhang mit den Grundlagen unseres Volkes aufzudecken, so muß sie, um das Autochthone zu erkennen, doch auch über das Importierte einen klaren Überblick haben.

Diese Erkenntnis bricht seit einigen Jahren in germanistischen Kreisen allgemein durch. Doch ist sie noch lange nicht Allgemeingut geworden und erst von wenigen durch die Tat bekräftigt.

Ferner aber, die germanistische Wissenschaft behandelt immer noch gern die Poesie als ein isoliertes Lebensgebiet.

Sie schreibt eine Geschichte der mittelalterlichen deutschen Poesie im Wesentlichen als eine Geschichte der poetischen Formen. Versuche universellerer Behandlung wurden besonders durch Gervinus und Scherer gemacht. Aber sie blieben nur im ersten Anlauf.

Was uns not tut ist, daß die einzelnen Disziplinen der mittelalterlichen Geschichtswissenschaft Fühlung mit einander gewinnen: Politische Geschichte des Mittelalters; Kunstgeschichte des Mittelalters; Literaturgeschichte der mittelalterlichen lateinischen Literatur und der deutschen sowie der romanischen Literatur; Geschichte der Wissenschaften. Wir brauchen neben der notwendigen Arbeitsteilung auch eine Arbeitsvereinigung.

Ich habe versucht, in dem Werk über Walther von der Vogelweide, dessen erster Band vor zwei Jahren veröffentlicht worden ist, diese Forderungen zu erfüllen.

Wie wurzelt Walthers Poesie in der Bildung ihrer Zeit? Diese Grundfrage habe ich zu beantworten mich bemüht.

Die Kultur des Mittelalters hat viel internationale Elemente. Mehr vielleicht als die hellenisch-römische Kultur des klassischen Altertums. Romanische und germanische Bestandteile mischen sich mit ererbten antiken und neuen semitischen, die von Juden, Arabern, Byzantinern, zumal seit den Kreuzzügen, aus den unerschöpflichen Vorratskammern menschlicher Bildung im Orient eingeführt werden.

Walthers Minnesang ist nicht denkbar ohne den Vorgang französisch-provenzalischer Lyrik.

Seine Spruchpoesie ist nicht denkbar ohne die lateinische politische Dichtung der Vaganten und die romanische politische Dichtung der Troubadours.

Seine Kunst ist nicht möglich ohne eine gewisse Schulbildung und schulmäßig angeeignete Technik. Die Theorie der poetischen Kunst, der Poetik, wurde auch im Mittelalter gepflegt: natürlich in lateinischem Gewand und auf der Grundlage antiker Tradition. Wir können unsere und ebenso die französischen und englischen mittelalterlichen Dichter richtig werten und verstehen nur, wenn wir diesen schulmäßigen Quellen ihrer Stilmittel und ihrer Darstellung nachspüren. Hier bleibt aber so gut fast wie alles noch zu tun übrig, die mittelalterlich-lateinische Schulpoesie und Schulpoetik, Schulrhetorik ruht

weit zerstreut in Handschriften verborgen, die bisher nur gelegentlich und höchst ungenügend benutzt worden sind.

Walther ist der Dichter nationaler Weltpolitik, ein Kämpfer für das deutsche Kaisertum. Dies war aber universal, war ein Weltkaisertum!

Auf seiner Weltwanderung hat er: Seine, Po, Ungarland, Mur, Trave gesehen (31, 13; 56, 30):

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar
daz im wol gefallen
wolde fremeder site . . .
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Das nationale Pathos des Dichters wurzelt in universeller Weltkenntnis. In lebendiger Anschauung der größten Epoche deutscher Kaiserherrlichkeit. Als Friedrich Barbarossa auf seiner Höhe stand, war Walther ein Kind; da sein gewaltiger Sohn Heinrich VI. die Weltherrschaft Deutschlands in Wirklichkeit umsetzte und vor seiner Macht die Könige von England und Frankreich, die Gebieter von Byzanz und Afrika auf ihren Thronen zitterten, begann Walther die ersten Schritte seiner poetischen Laufbahn; als der geniale Friedrich das Kaisertum erlangte und den ererbten Kampf seiner Vorfahren aufnahm wider die Omnipotenz des Papsttums, stand Walther auf der Höhe seines Ruhmes und war ein geehrter Vorkämpfer der kaiserlichen Politik.

Wir sind es müde, das deutsche Mittelalter als einen wüsten Haufen von Regierungszahlen deutscher Könige und Kaiser, von Daten verworrener Kriege, Fehden, Empörungen zu betrachten. Es genügt uns auch nicht, einen Überblick zu gewinnen über die wirtschaftlichen Tatsachen und die Entwicklung der sozialen Verhältnisse.

Wir lassen uns nicht mehr abspesen mit der alten Fabel: die Geister der mittelalterlichen Menschen sind uns verschlossen, in die Seele eines Barbarossa, eines Friedrich des Zweiten ist uns jeder Einblick versagt. Wie Goethes Faust die Helena ins Leben zurückrufen will, so verlangt uns, jene großen Gestalten der Vorzeit als fühlende, lebendige Menschen aus den Gräbern

einer leeren Geschichtsbetrachtung an die Sonne des Tags, in das Licht des begreifenden Verständnisses heraufzuführen.

Im März des Jahres 1899 habe ich gleich so manchem Freund der deutschen großen Vergangenheit im Dom zu Palermo gestanden an den riesigen Sarkophagen der beiden größten mittelalterlichen Kaiser, Heinrichs VI. und seines unglücklichen Sohnes Friedrichs II. Es war um die Mittagszeit, der Sakristan, der mich von wiederholtem Besuch schon kannte, hatte mir das Gitter, das die Grabmäler umgibt, geöffnet und mich dann in der weiten Kirche allein gelassen. In der Stille und Einsamkeit wirkten diese riesigen roten Porphyrsärge durch die grandiose Wucht ihrer edeln Verhältnisse überwältigend. Wie so manchen deutschen Wandersmann, der vor mir an dieser Stätte weilte, ergriff auch mich die tragische Größe und die weltgeschichtliche Macht der beiden Gewaltigen, die in dieser Steinhülle ruhten, bis ins Mark.

Aber im Angesicht dieser schweigenden Majestät des Todes, wo menschliche Gewaltfülle und menschliche Vergänglichkeit zusammenklingen, tat ich in meinem Innern ein Gelübde, alle Kraft dafür einzusetzen, daß der Wahn zerstört werde, der das Bild dieser beiden Staufer, ihres Werkes und ihrer Zeit in der Vorstellung der modernen Menschen umgibt. Es muß möglich sein, es muß mit aller Energie danach gerungen werden, daß auch die Seelen dieser Herrscher-Heroen eine Stimme finden, um zu uns zu reden, daß wir ihre innersten Motive verstehn, ihre Geistesrichtung erkennen, daß sie aufhören, uns als übermenschliche barbarische Riesen zu erscheinen, daß wir sie und ihre schwächeren politischen Gefährten, den Staufer Philipp von Schwaben, den Welfen Otto von Poitou, begreifen lernen als Zeitgenossen und Anreger der hinreißenden Dichtung eines genialen Dichters, als Hörer und Kenner der vollendeten feinsten Kunst ihres begeisterten Herolds.

ÜBER DEUTSCHE ERZIEHUNG.

WIEDERABDRUCK DER BETRACHTUNGEN IM ANZEIGER FÜR DEUTSCHES ALTERTUM 1886 XII, S. 156—163 NEBST EINEM NACHWORT UND AUSBLICK (ZEITSCHRIFT FÜR DEN DEUTSCHEN UNTERRICHT, 28. JAHRG. 1914, S. 657—678).

Man hat den Pädagogen oft mit einem Arzt verglichen, und der Vergleich hat seine Wahrheit. Beider Wirken ist mehr eine Kunst als eine Wissenschaft, bei jenem wie bei diesem liegt der Schwerpunkt seiner Tätigkeit in den vorbeugenden Maßregeln. Und wie es keine allgemein gültige Diätetik gibt, so auch keine allgemein richtige Pädagogik: auf die individuelle Konstitution kommt es dort, auf den Zustand des Volkslebens hier an. Die Einrichtung der Schule kann demgemäß nie nach einer allezeit gleich bleibenden Norm, nach einem unwandelbaren Ideal geregelt werden: wer das erstrebt, baut sein Haus in Wolken statt auf der Erde.

Die Schule muß sich vielmehr stets den jeweiligen Bedürfnissen ihres Zeitalters anpassen, freilich nicht in dem Sinne, daß sie jedem unverständigen Begehren der praktischen oder wissenschaftlichen Agitation, jeder neuen, von Schreiern und Strebern in die Welt gesetzten Forderung, jeder durch Reklame verbreiteten Phrase nachgibt. Die wahren Bedürfnisse der Nation auf dem Gebiet des Unterrichts lassen sich nicht finden durch Summierung aller von einzelnen erhobenen Ansprüche, d. h. im Grunde aller persönlichen Liebhabereien, und verfehlt ist es, weil eine Partei nach Mathematik verlangt, diese, weil eine andere größere naturwissenschaftliche Kenntnisse wünscht, Physik und Chemie einzuführen, daneben auch noch den Verehrern der „neueren Sprachen“ durch Verstärkung des französischen und englischen Unterrichts, den Freunden der

Erdkunde durch Vermehrung der Geographiestunden und schließlich wohl gar den Politikern durch Einsetzung eines staatsrechtlichen und nationalökonomischen Kursus zu willfahren. Warum sollten die Astronomen und Geologen nicht auch die Anfangsgründe ihrer Wissenschaft, warum die Mediziner nicht auch die Elemente der Anatomie und Physiologie, warum die Juristen nicht die Grundzüge der dogmatischen Rechtswissenschaft zu Lehrgegenständen des Gymnasiums machen wollen? All das sind doch ohne Frage nützliche und geistig bildende Dinge! Auf diesem Wege gibt es kein Stillstehn, er führt immer weiter, ins Endlose.

Leider hat die preußische Unterrichtsverwaltung diesen Weg betreten: sie glaubte durch Konzessionen an verschiedene Parteien aus der Verwirrung herauszukommen und hat das Gymnasialwesen erst recht verfahren.

Die allgemeine, nicht mehr wegzuleugnende Unzufriedenheit mit dem Erfolge der gymnasialen Erziehung hat ihren letzten Grund nicht in der Überbürdung noch in der übertrieben langen Dauer des Unterrichts, sondern darin, daß man fühlt, wie gering bei alledem der bleibende Gewinn dieses Unterrichts für das innere, sittliche Leben der Nation ist.

Positive Kenntnisse, die späterhin im Leben praktisch brauchbar sind, werden wenige erworben: das kann ich für kein Unglück halten. Die formale Bildung kommt sicherlich nicht zu kurz: Grammatik der beiden klassischen Sprachen, lateinische und griechische Skripta, Aufsätze im Jargon Ciceros, ferner Mathematik und philosophische Propädeutik sorgen mehr als reichlich dafür. Auch eine ästhetische Bildung, sollte man meinen, müßte erzielt werden: die Lektüre so vieler künstlerisch vollendeter, teils genialer teils wenigstens interessanter Schöpfungen des Altertums müßte doch den Geschmack, den Sinn für das Schöne, Takt und Gewandtheit der gesellschaftlichen Formen entwickeln und steigern. Ob das geschieht, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Sicherlich geschieht es lange nicht in dem Maße, als es geschehen müßte, wenn man die massenhafte, allein auf diesen einen Zweck jahrelang verwendete Zeit als belohnt ansehen soll.

Wie steht es aber mit der eigentlich „humanen“, mit der Ausbildung der ethischen Seite, des Charakters und des

Gemütslebens? Das klassische Altertum hat ja so große Persönlichkeiten, so bedeutende Charaktere hervorgebracht, es ist so reich an tiefen und edlen Naturen, so reich an den lieblichsten wie den gewaltigsten Kunstwerken: all das müßte doch auch Herz und Gemüt und Willen des heranwachsenden Jünglings entzünden, ihn begeistern für die Herrlichkeit der Antike und auch im späteren Leben ihn immer wieder zu ihr zurückführen, als der unversiegbaren Quelle der Erquickung und Stärkung für das Wirken im Dienste des eigenen Vaterlandes.

So sollte es sein. Ist es so? Ich denke, wir müssen leider nein antworten. Das Herz des heutigen Gymnasiasten bleibt in der Regel die langen Jahre seiner Schulzeit hindurch von der antiken Hoheit ungerührt. Mit dem Gymnasium lassen heute alle Nichtphilologen das Altertum für immer hinter sich, die meisten denken nur selten und dann mit einem gewissen Grauen an die Zeit zurück, da sie mit Latein und Griechisch sich plagen und vor Bildnissen anbetend niederfallen mußten, die ihrer Seele fremd und gleichgültig blieben. Was füllt nun diese Lücke aus, die das Gymnasium in der Ausbildung des inneren Menschen läßt? Der Religionsunterricht? Ach nein! Die Zeiten, wo Gerhardt voll kindlichen Gottvertrauens seine geistlichen Volkslieder sang, die Zeiten der sentimentaln Frömmigkeit des 18. Jahrhunderts und nicht minder die Zeit des resoluten, ein wenig hausbackenen Christentums unserer Großeltern sind längst geschwunden.

Es bleibt also dabei: der gegenwärtige Gymnasialunterricht bildet wohl Verstand und Urteil, bildet Kritik und vielleicht auch Geschmack, erweitert den geistigen Gesichtskreis, steigert die Aufnahmefähigkeit von Eindrücken, regt die gesamte Denktätigkeit an, aber läßt — in den meisten Fällen — die andere Hälfte des Menschen, die seelische, gemüthliche, sittliche oder wie man sie nenne, unberührt und unentfaltet.

Und nun rufe man sich ins Gedächtnis die immer gesteigerten Klagen über die Zerfahrenheit und Verwilderung unserer Zeit, über den Rückgang der Sittlichkeit und des Idealismus, über die Abnahme der ästhetischen Interessen, über das Schwinden der Begeisterungsfähigkeit, über unsere blasierte, weltkluge Jugend, über den Mangel an Ehrfurcht

und Pietät, über die Roheit des Herzens, alles gerade in den „gebildeten“ Kreisen, und demgegenüber zwar im Dunkel der Zukunft, aber vielleicht doch näher, als wir ahnen, das lauernde Gespenst der sozialen Revolution.

Vor ein paar Jahren hat der Reichskanzler einmal geäußert, nach der politischen Einigung und Festigung Deutschlands müßten jetzt alle Patrioten an unserer „inneren nationalen Wiedergeburt“ arbeiten.

Der Schule, die über allen Parteien steht, fällt dabei die Hauptaufgabe zu; denn wirksamer als Zölle und wirtschaftliche Reformen dürften sich dabei wohl Reformen der Menschen erweisen, die einzig die Schule durchsetzen könnte. Die Reform kann aber nur von oben anfangen, und deshalb muß das Gymnasium vorangehen.

Das Gymnasium entbehrt augenblicklich des lebendigen, Wärme ausstrahlenden Mittelpunkts. Der klassische Unterricht war einst dieser Mittelpunkt, aber die Zeiten, da Winckelmann und Goethe lieber Hellenen sein mochten als Deutsche, da Hölderlin durch den Zwiespalt, ein Deutscher zu sein und Grieche sein zu wollen, wahnsinnig wurde, sind vorüber. Eine Persönlichkeit wie K. Lehrs, der sich unter dem nordischen Himmel und zwischen den häßlichen Ostpreußen so unglücklich fühlte (vgl. seinen Briefwechsel mit Herrn v. Farenheid), obwohl er selbst einer der häßlichsten war, ist vielleicht der letzte Apostel der Griechenschwärmerei gewesen, der letzte Romantiker des Hellenismus, und auch er schon stand einsam da und fühlte das. Der Kultus des Griechentums kann uns nicht mehr Religion sein, wie er es ihm, wie er es Schiller war, als er die Götter Griechenlands dichtete. Vergeblich müht man sich, diesen Geist in unserem Gymnasium am Leben zu erhalten. Was bei Lehrs und seinen Sinnesgenossen schöner Enthusiasmus einer genialen Natur war, wird, wo unsere Schulmänner es nachäffen, philisterhafte Affektation, der hohe Glaube jener großen Seelen wird in der Praxis verzerrt zu dem trivialen Dogma eines schalen Verstandes, das unwahr ist, weil ihm der lebendige Halt einer alldurchdringenden Begeisterung mangelt.

Das Altertum kann uns in Wahrheit heute nicht mehr die ideale Welt voll göttlicher, fleckenloser Schönheit sein, wo

allein die Sonne golden scheint und allein alle menschliche Unvollkommenheit und Bedürftigkeit aufgelöst ist in reine Harmonie: es ist uns, die wir so viel geschichtlicher geworden sind als das 18. Jahrhundert, eine eigentümliche Erscheinung in der allgemeinen menschlichen Entwicklung wie jede andere, erwachsen unter bestimmten individuellen, so niemals wiederkehrenden Verhältnissen, herrlich und groß zwar, aber nicht schlechthin Vorbild, weil wir gelernt haben, daß nur die naturgemäße Ausbildung der eigenen Anlagen, niemals aber die künstliche Nachahmung fremder, noch so vollkommener Leistungen, die auf anderem Boden, unter anderem Himmel gewachsen sind, die Gewähr bietet für Gesundheit und dauerndes Leben einer Nation. Wir wissen, ein ewiges Ideal ist nie und nirgends in die geschichtliche Erscheinung getreten, auch nicht in dem Volke der alten Hellenen; wir suchen nicht das Absolute, wir sind überzeugte Relativisten, d. h. wir erkennen, daß alle Größe verhältnismäßig und individuell ist, daß sie beruht auf der natürlichen und harmonischen Entfaltung angeborener und durch Bildung beeinflusster, individueller Kräfte. Wir sind der kindlichen Meinung ledig, die nach der Schulstube riecht, als sei durch Nachahmung fremder Größe die eigene zu erzeugen: wir achten das Geheimnis der Individualität, ihre unendliche Vielheit und ihre Unnachahmlichkeit, als das unverbrüchliche Grundgesetz aller Entwicklung. Wir haben unseren Blick gereinigt von der Trübung, die ihm die Leidenschaft der Liebe und des Hasses bereitet: wir beten nicht mehr das Mittelalter an als das verlorene goldene Zeitalter und wollen es nicht wieder zurückrufen, wie jene Richtung aus dem Anfange unseres Jahrhunderts wollte, die *κατ' ἐξοχήν* die „romantische“ heißt, aber wir kehren uns auch von der Anschauung ab, die ich die „Romantik des Hellenismus“ nenne, wonach das Altertum ewiges Ideal und Muster für das moderne Leben bleiben und in ihm wiedergeboren werden soll.

Diese Romantik des Hellenismus ist nicht mehr lebensfähig. Das Unglück des Gymnasiums aber ist, daß sie in ihm noch als galvanisierte Leiche sich aufhält und die frische Luft für unbefangene, freie Hingabe an alles Schöne und Große, wo es immer die liebe Gotteswelt hervorgebracht hat, verdirbt.

Der Widerwille der meisten Schüler gegen die auf der Schule behandelten klassischen Schriftsteller ist zum großen Teil ein natürlicher Rückschlag gegen die dort gepflegte übertriebene Bewunderung. Die Jugend gerade hat für jede Unwahrheit ein feines Gefühl: wo sie diese spürt, wendet sie sich leicht mit instinktiver Abneigung weg und wird für Schönheiten unempfänglich, die, gerecht und unbefangen gewürdigt, ihr wohl sympathisch sein würden.

Stimme ich also schließlich der Meinung zu, die Paulsen neulich in seinem geistvollen Buche 'Geschichte des gelehrten Unterrichts' ausgesprochen hat? Suche auch ich die Rettung des Gymnasiums nur in der Beseitigung des klassischen Unterrichts?

Keineswegs. Die Lektüre der hellenischen Meisterwerke in der Ursprache, daneben einiger lateinischer Schriftsteller, den grammatischen Unterricht in der griechischen sowie den aus mehr äußeren Gründen unentbehrlichen in der lateinischen Sprache wird das Gymnasium, soll es nicht zu einer Schule von Banausen für Banausen herabsinken, niemals missen können. Aber das Rückgrat des gymnasialen Unterrichts werden diese Studien nicht mehr lange bleiben. Die lateinische Trainierschule ist dank den Bemühungen von Männern wie Wolf, Voß, Wilhelm v. Humboldt in die griechische Idealschule gewandelt worden. Jetzt, da wir aus einem literarisch-ästhetischen ein handelndes, aus einem rückwärts gewandten ein vorwärts schreitendes Volk, da wir eine Nation geworden sind, muß das Ziel sein: das nationale Gymnasium.

In diesem Gymnasium der Zukunft wird der deutsche Unterricht nicht mehr das verachtete Aschenbrödel sein, sondern er wird neben dem griechischen und lateinischen einen ebenbürtigen Rang behaupten. Und in diesem deutschen Unterricht, dessen Ziel freilich nicht formale Bildung sein kann, wird auch das deutsche Altertum begriffen sein. Dann erweist sich vielleicht auch der Umstand als ein Segen, daß gegenwärtig durch den neuen Lehrplan von 1882 das Mittelhochdeutsche aus den preußischen Gymnasien ausgeschlossen ist. Die jetzige Art seines Betriebes war doch vielleicht noch nicht die rechte, und auf der schmalen Basis des einjährigen Kursus mit zwei wöchentlichen Stunden konnte der altdeutsche Unter-

richt niemals gedeihen. Um so stärker wird einst die Reaktion sein gegen die in seiner Beseitigung sich kundgebende Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit.

Gewaltakte pflegen nicht lange vorhaltende Zustände zu schaffen, und der neue Lehrplan, soweit er den deutschen Unterricht trifft, ist nicht viel mehr als ein bureaukratischer Gewaltakt. Wenigstens eine Enquete oder etwas dem Ähnliches ist ihm meines Wissens nicht vorhergegangen, Autoritäten oder Fachleute scheinen nicht um ihre Meinung befragt worden zu sein und sachliche Gründe sind gegen das Mittelhochdeutsche auf der Schule nirgends vorgebracht worden — am wenigsten in dem beinahe fanatischen Aufsätze von Wilmanns in der Zeitschr. für das Gymnasialwesen von 1875 (S. 31 ff.) —, höchstens einige Einwendungen und Bedenken aus Opportunitätsrücksichten. Unter den Schulmännern mehren sich die Stimmen, welche die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen empfehlen. Vor allem ist dafür ein lebendiges Zeugnis die Annahme der Stierschen Thesen seitens der pädagogischen Sektion der letzten Philologenversammlung in Dessau (vgl. den Bericht in der Zeitschr. für das Gymnasialwesen Bd. 39 (1885) S. 201 ff.). Auch Äußerungen so erfahrener Pädagogen wie Oscar Jäger¹⁾ und Eckstein fallen schwer ins Gewicht.

¹⁾ Folgende Worte dieses hochverdienten Mannes, dem wohl niemand reiche Sachkenntnis und Liebe zum klassischen Altertum absprechen wird, mögen hier einen Platz finden: „Das ist doch das unwissenschaftlichste von allem, daß Gymnasialschüler, welche den Homer im Urtexte lesen, vom Nibelungenlied nur ein quidproquo, eine Übersetzung kennen lernen. Dies ist ein, sagen wir es nur gerade heraus, ganz unerträglicher Gedanke, und wir glauben nicht, daß eine Regierung in Deutschland mächtig genug ist, es durchzuführen. Ist es denkbar, daß unsere Gymnasialschüler, welche den christlichen Adel deutscher Nation zu bilden bestimmt sind — daß unsere künftigen Theologen, Ärzte, Richter, Lehrer usw. ihre eigene Sprache nur in ihrer gegenwärtigen Ausprägung kennen sollen? Und zu Übersetzungen greifen müssen, um eine ungefähre Vorstellung von der Eigentümlichkeit der Literatur des 13. Jahrhunderts zu gewinnen? . . . Im übrigen ist zwischen Wissenschaft und Wissenschaft ein Unterschied: es gibt Fächer, wo die Wissenschaft zwar nicht an der Schwelle zurückbleiben soll, — denn Wissenschaft ist uns identisch mit Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, und diese soll überall mit dabei sein —, wo sie aber allerdings eine ganz andere Gestalt hat

Wir haben keinen Grund, durch lebhaftige Agitation oder leidenschaftliche Forderungen die Entwicklung gewaltsam zu beschleunigen. Uns treibt ja nicht „Überschwang des Gefühls“, nicht „unklare Empfindung“, auch keine „persönliche Liebhaberei“, wie Gegner des altdeutschen Schulunterrichts gern glauben machen. Wir können ruhig warten, bis die allgemeine Meinung der Urteilsfähigen gesprochen hat, bis an entscheidender Stelle die unvermeidliche Erkenntnis gewonnen ist, daß die Hypertrophie des Intellekts, an der unser Volk leidet, nicht durch Physik und Mathematik geheilt werden kann, daß die sich bereits ankündigende Atrophie des sittlichen Willens und des Gemütes eine von Grund aus andere Therapie erfordert, als sie das alte Gymnasium bietet.

Denn wer zu Goethe steht und von ihm gelernt hat, daß die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit für den einzelnen Menschen wie für ein Volk das wahre Heil ist, wem es an den Griechen aufgegangen ist, daß sie deshalb so groß geworden sind, weil sie sein durften und wollten, was sie waren, der wird die geschichtliche Selbsterkenntnis, welche den eigentlichen Inhalt der gesamten deutschen Geistesbewegung seit der Reformation ausmacht, als die Bedingung einer nationalen Kultur unseres Volkes erkennen und einsehen, daß die höhere Schule sich auf die Dauer der Pflicht nicht entziehen kann, die Hüterin und Pflegerin derjenigen Mächte zu sein, durch die unser Vaterland wieder emporgekommen ist und die es einzig in seiner Kraft, mitten zwischen fremden feindlichen Nationen, gegen die Gewalt nivellierender internationaler Strömungen erhalten können. Auch in Frankreich, das sich von seinem tiefen Fall aufzurichten sucht, indem es die angeborenen Kräfte sammelt und regeneriert, hat die Schule ihren nationalen Beruf erkannt: dort wird seit einigen Jahren auf den Gymnasien die altfranzösische Sprache und Literatur gelehrt, und im Lande des akademischen Zopfs und des Naturalismus, im Lande Voltaires und der großen Atheisten lesen jetzt die Sekundaner das alte Rolandslied! Fast könnte es daher scheinen, als be-

als im Lateinischen, Griechischen, der Mathematik, — die Religion meinen wir und das Deutsche“ (Bemerkungen zu den neuen Lehrplänen in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. 126 S. 399); vgl. auch Jäger, Aus der Praxis, Wiesbaden 1883, S. 83 f.

dürften die modernen Völker erst eines nationalen Unglücks, um sich auf den Weg der nationalen Erziehung weisen zu lassen, und wäre auch uns ein zweites Jena nötig, ehe wir Einkehr in uns selbst hielten. Wer will es sagen? Hoffen wir, daß ohne solche Prüfungen die deutsche Schule jene neue, längst vorbereitete Grundlage gewinne, daß sie unter freundlichem Himmel eine Lehrerin der nationalen Ethik werde.

Dann, wenn der seit den Tagen Möasers, Herders, Goethes, Arndts, Fichtes, Uhlands und Grimms stetig emporsteigende Schatz eines nationalen Charakters soweit in die Höhe gerückt ist, daß zu rechter Stunde die rechten Kräfte ihn heben können: dann wird man uns rufen, dann seien wir zur Stelle lauterer Herzens und mit reinen Händen, dann mögen alle wissenschaftlichen Gegensätze schweigen, dann wird es an uns sein zu zeigen, ob wir es verstehen, die Erträge der Vergangenheit unseres Volkes für seine Zukunft nutzbar zu machen.

Halle a. S., im Juni 1885.

NACHWORT UND AUSBLICK.

Die vorstehenden Betrachtungen aus dem Jahre 1885, zu deren Inhalt ich mich in allem Wesentlichen auch heute bekenne¹⁾, sollten die Summe ziehen aus einer ins einzelne gehenden Untersuchung über die Methode des deutschen Sprachunterrichts. In Österreich war damals versucht worden, im Gymnasium die Aneignung konkreter Kenntnis des Mittelhochdeutschen und ein auf Anschauung, d. h. auf Lesung altdeutscher Dichtung und Prosa, gegründetes Erfassen der geschichtlichen Entwicklung unserer Muttersprache zu ersetzen durch Sprachpsychologie und Sprachphysiologie, die an dem Beispiel der deutschen Sprache, aber lediglich aus neuhochdeutschem Sprachstoff gelehrt werden sollten. Diesen Ver-

¹⁾ Die Polemik würde ich allerdings nicht mehr mit dem gleichen jugendlichen Ungestüm führen. Der schärfste Ausdruck, das Urteil über den damaligen neuen Lehrplan für den deutschen Unterricht in Preußen (oben S. 26), hatte übrigens schon für den ersten Abdruck während der Korrektur gemildert werden sollen. Die Änderung kam aber durch ein Mißverständnis zu spät. Jetzt habe ich sie vollzogen.

such bekämpfte ich und entwarf demgegenüber das Bild eines deutschen Sprachunterrichts der Zukunft. Für den hieß im Jahre 1885 und heißt noch heute das erste Gebot: Lösung aus der überkommenen Schablone der lateinischen Grammatik. Und sein Ziel muß es insbesondere sein, Stil und Syntax unserer großen Dichter des 18. Jahrhunderts, z. B. ihre Wort- und Satzstellung, auf dem Hintergrund der älteren nationalen Sprachgewohnheit sehen zu lehren und das Band aufzudecken, das die neue Beweglichkeit, die scheinbaren „poetischen Lizenzen“ der durch Haller, Bodmer, Breiting, durch Klopstock, Lessing, Wieland, durch Hamann, Herder, Goethe geschaffenen modernen Literatursprache verknüpft mit dem angestammten Sprachgebrauch, der in Mundart und Umgangssprache, in Volkslied, Kirchenlied und Märchen, in den zu erneuter Wirkung hervorgezogenen Schriften Luthers und Hans Sachsens als nationale Unterströmung dahinfloß und nun von jenen Bahnbrechern in die Höhe getrieben wurde.

Diese moderne deutsche Dichtersprache und die aus ihr befruchtete moderne deutsche Prosa sind Ausdruck und Ergebnis einer großen geistigen Befreiung unserer gesamten Bildung: der Befreiung von dem grammatisch-stilistischen Regulbuch Gottscheds und Adelungs. Aber dieses heute so gern verlästerte Regulbuch war selbst eine großartige Leistung von unvergänglicher geschichtlicher Bedeutung gewesen. Es bereitete den Abschluß der deutschen Spracheinheit. Es war das feste Dach über dem langwierigen Bau der neuhochdeutschen Gemeinsprache. Ein gewaltiger Fortschritt also! Aber zugleich auch, was nicht genügend bekannt ist, ein starker Fortschritt zur Freiheit. Hatte doch Gottsched durch Anschluß an die Regel des französischen Klassizismus, an das Vorbild vernünftiger Klarheit und Flüssigkeit, wie es in Boileaus Sprachkunst sich darstellt, jene härteren Fesseln gelockert, in die seit vier Jahrhunderten das ungefüge Regulbuch der lateinischen Periodenbildung unsere Sprache gelegt hatte.

Was in althochdeutscher Zeit nicht gelungen war, das hatte, als die mittelalterliche Kultur zerfiel, als Oberdeutschland die literarische Führung verlor und die mittelhochdeutsche Literatursprache, d. h. die Kunstdichtung der ritterlichen Höfe und die Kunstprosa der großen Prediger West- und Süddeutsch-

lands, abwelkte, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts ein vom werdenden Humanismus Italiens berührtes Zeitalter erreicht. Damals war aus dem Streben nach staatlicher Festigung und Organisation, nach Einigung und Sicherung der Rechtspflege, nach Kodifizierung der vorhandenen rechtlichen Satzungen und Ordnungen, aus den Bedürfnissen des wachsenden schriftlichen Verkehrs vor Gericht, in Amt und Geschäft und des sich ausbreitenden gelehrten Wissens eine neue Grundlage der deutschen Schriftsprache hervorgegangen. Abseits von der Tradition der mittelhochdeutschen Sprachgestaltung und fern von deren alten Schauplätzen im deutschen Süden und Westen erwuchs ein neuer deutscher Sprachtypus auf jungfräulichem Boden, in dem literarischer Tradition noch ledigen ostmitteldeutschen Kolonialland. Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache ist ein Gewächs des deutschen Ostens, und auf ihre Anfänge fiel der Strahl der aufgehenden Renaissance, die eine Verjüngung von Menschen und Welt, Kirche und Staat gewinnen wollte, indem sie sich vertiefte in die Ursprünge der christlichen Kultur, in das früheste Altertum der christlichen Kirche und des christlichen Kaisertums, und die als bestes Mittel hierzu den Humanismus betrachtete, d. h. das Studium des menschlichen, sittlichen und historischen Gehalts der altrömischen Literatur, fast mehr aber noch die Aneignung der individuellen lateinischen Sprach- und Stilkunst der großen antiken Autoren. Keineswegs allerdings beschränkte sich dabei dieser Humanismus, wie gemeinhin geglaubt wird, auf die Schriftsteller des heidnischen Altertums. Auch die großen christlichen Gestalter der lateinischen Sprache, Boëthius etwa und namentlich die Kirchenväter Augustin und Hieronymus, deren Ausdruckskraft noch zehrt von antikem Erbe, blieben den Humanisten verehrteste Lehrer und Muster.

Der neuhochdeutsche Sprachtypus, der in der Prager Kanzlei des Luxemburgers Karl IV. durch seinen Kanzler Johann von Neumarkt zuerst festere Form erhielt und das ganze Königreich Böhmen (Böhmen, Mähren, Schlesien, Meißen) beherrschte, zeigt allbekannte Unterschiede von der mittelhochdeutschen Literatursprache im Vokalismus (bayrisch-österreichische Diphthongierung, mitteldeutsche Monophthonge). Wie man weiß, sind sie der neuhochdeutschen Schriftsprache in ihrer fortschreitenden und sich über ganz Deutschland aus-

breitenden Entwicklung ein fester Besitz geblieben. Aber viel tiefer greift ein anderer Gegensatz, der die neuhochdeutsche Schrift- und Gemeinsprache von der mittelhochdeutschen trennt: die Verschiedenheit ihrer Syntax.

Wort- und Satzstellung, der Aufbau der Periode in den mittelalterlichen nationalen Schriftsprachen nicht bloß Deutschlands, sondern ebenso auch Frankreichs waren in ihrer Bewegungsfreiheit noch kaum beengt. Anschauung und Gefühl bestimmten ihre Ordnung und gaben einen weiten Spielraum. Zwar wich die rein plastische Satzbildung, die Worte und Sätze synthetisch in der Reihenfolge aneinanderfügt, in der die wiederzugebenden Sinneseindrücke auftreten, schon im Mittelalter zurück vor der analytischen Satzbildung, die Worte und Sätze nach den Stärkegraden der von ihnen vermittelten Gefühlseindrücke ordnet. Aber erst die moderne europäische Syntax führt das logische Prinzip ein. Ihm ist die neuhochdeutsche wie die neufranzösische und neuenglische Prosa unterworfen, mögen sie auch in Wort- und Satzstellung stark auseinandergehen. Die moderne Syntax stellt die Worte und Sätze nicht nebeneinander in der Reihenfolge der zugrundeliegenden Sinneseindrücke, auch nicht nach der Reihenfolge, in der diese sich zu Bildern der inneren Anschauung umsetzen. Sie ordnet sich vielmehr nach der Abstufung ihres gedankenmäßigen Verhältnisses. Sie folgt darin einem festen Muster, das ihr in der lateinischen Periode vorlag. Aber nicht etwa in der lateinischen Periode des Altertums, die allerdings schon beträchtliche Ansätze zum logischen Satz- und Wortstellungsprinzip aufweist. Die seit dem Ende des 11. Jahrhunderts von Italien aus in theoretischer und praktischer Pflege neu erblühende, kunstvoll und nach strenger Regel entwickelte lateinische Kanzleisprache des ausgehenden Mittelalters — sie ist es, wie meine Forschungen ergeben haben, in der die moderne europäische Syntax, in der die neuhochdeutsche Syntax wurzelt.

Im einzelnen bleibt hier freilich noch viel durch Sonderuntersuchung aufzuklären. Die Vorgänge, um die es sich handelt, spielen sich allmählich ab in mancherlei Schwankungen und Wandlungen. Aber ein Hauptpunkt steht außer Zweifel: in der altfranzösischen wie in der altdeutschen Sprache brauchen voneinander abhängige Nebensätze noch nicht logisch geordnet

zu werden. Der Typus aus der dem 13. Jahrhundert gehörigen Novelle „Aucassin und Nicolette“ (2, 34f.): „Il n'a si rice home en France, se tu vix sa fille avoir que tu ne l'aies“ ist auch dem Altdeutschen geläufig. Er ist überhaupt altgermanisch. Aber er geht in Frankreich wie in Deutschland unter durch die Macht der lateinischen Kanzleiperiode. In dieser herrscht die Regel: der einem andern Nebensatz übergeordnete Nebensatz muß jenem, der ihm untergeordnet ist, ganz oder mit einem Teil voranstehen. Die Nebensätze ersten, zweiten, dritten Grades müssen fortan in dieser ihrer logischen Anordnung aufeinander folgen. Und es wird dabei, gleichfalls nach dem Vorbild der lateinischen Kanzleiperiode, reicher Gebrauch gemacht von der Teilung der Sätze, wodurch die allbekannte Einschachtelung entsteht¹⁾.

Das hieraus allmählich sich fixierende Schema der deutschen Periode enthält folgende wichtigste Eigentümlichkeiten: 1. die Anfangsstellung des Verbs im Hauptsatz, im Altgermanischen und im Altdeutschen noch zulässig, wird auf Frage- und Wunschsätze (konjunktionslose Bedingungssätze) beschränkt, verpönt jedoch im Aussagesatz; 2. die Endstellung des Verbs wird weit überwiegende Regel im Nebensatz, dagegen selten im Hauptsatz; 3. die Auslassung des Hilfsverbs im zusammengesetzten Präteritum wird höchst beliebt; 4. typischer Schmuck der Rede sind zwei- und dreigliedrige Synonyma; 5. die einzelnen Satzarten werden durch feststehende, miteinander notwendig korrespondierende Konjunktionen und Partikeln im Nebensatz und Hauptsatz äußerlich bezeichnet.

¹⁾ Wilhelm Hertz übersetzt jenen altfranzösischen Satz folgendermaßen: „Kein so mächtiger Mann lebt in Frankreich, dessen Tochter du nicht haben kannst, wenn du sie begehrt.“ Das ist neuhochdeutsche Satzordnung: der Bedingungssatz ist vom Folgesatz (konsekutiven Relativsatz), dem Nebensatz ersten Grades, abhängig, muß diesem daher als Nebensatz zweiten Grades folgen und an dritter Stelle stehen. Aber Hertz verfährt in seiner Übersetzung immerhin im Sinne der freieren neuhochdeutschen Syntax. Nach der bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts allgemein verbindlichen, aber auch heute noch durchaus eigentlich schulmäßigen, strengen Regel müßte es heißen: „dessen Tochter du, wenn du sie begehrt, nicht haben kannst“ oder im genaueren Anschluß an das Original: „Es gibt keinen so mächtigen Mann in Frankreich, daß du nicht seine Tochter, wenn du sie begehrtest, haben könntest.“

Auch der gereifte Humanismus, der in seinem Latein Ciceros Periodenbau zum Muster nahm, hat daran wenig geändert. Allerdings sind von deutschschreibenden humanistischen Schriftstellern, besonders des 15. Jahrhunderts, weitere Latinismen eingeführt: die Nachbildung des Accusativus cum infinitivo und die Ausdehnung der Endstellung des Verbs auch auf den Hauptsatz. Beides hat lange nachgewirkt, ist aber doch nicht eigentliches sprachliches Gemeingut geworden.

Langsam freilich nur hat das aus der lateinischen Kanzlei-periode entwickelte Schema der neuhochdeutschen, logisch gebauten Periode sich durchgesetzt. Noch Luthers Prosa bewahrte in weitem Umfang Reste der alten freien Satzstellung ohne Rücksicht auf die logische Abhängigkeit. Doch zeigt auch sein Deutsch in stilistisch-syntaktischer Hinsicht starke Einflüsse der Kanzleisprache.

Es würde zu weit führen, die im ganzen unbeträchtlichen Verschiebungen zu beleuchten, die im 17. Jahrhundert die neue Renaissance-Literatur in deutscher Sprache unserer Satz-bildung gebracht hat. Opitz wie Gryphius und Lohenstein — in ihrer Prosa schreiben sie nach dem überlieferten Perioden-schemata der Kanzleisprache.

Die neuhochdeutsche Prosa bleibt in Wort- und Satzstellung gebunden an das Schema, das sich aus der lateinischen Kanzlei-periode seit dem 14. Jahrhundert entwickelt hatte.

Gottsched hat die größten Auswüchse dieses erstarrten Organismus beseitigt, namentlich das Übermaß und den typischen Gebrauch der miteinander zwangsweise korrespondierenden, verschnörkelten Konjunktionen. Aber erst die Geniezeit brach grundsätzlich mit dem Schema der herkömmlichen Periode. Klopstock und Goethe sind die kühnsten und glücklichsten Erneuerer der deutschen Wort- und Satzstellung. Was sie bringen, ist sozusagen eine Wiedergeburt gewisser Freiheiten der germanischen Syntax. Freilich war ihnen das nicht bewußt. Denn von den Gesetzen der altdeutschen Sprache kannten sie nichts. Sie suchten unser Deutsch zu regenerieren aus allen Quellen natürlicher, ursprünglicher, leidenschaftlicher, poetischer Sprache, die sie fanden. Und da half ihnen wesentlich auch die Sprache der Bibel, deren hebräische Wortstellung Luther, namentlich in den Psalmen, vielfach mit feinem Takt bewahrt und zu feierlicher Wirkung benutzt

hat. Goethes Ossian-Übersetzung, Werther, Stella sind in einer Prosa geschrieben, die, dem Schema der regulären deutschen Wortstellung entrinnend und periodische Schreibart meidend, die Sätze gefühlsmäßig, sinnlich, mit Einschränkung alles Formwörterbeiwerks, besonders also der Konjunktionen, nebeneinanderstellt. Und Goethes freie Rhythmen, seine Hans Sachsischen Reimgedichte erobern in höchst verschiedener Stilart der poetischen Syntax ein loses, offenes Gewand, das den Pulsschlag des Lebens in ungehemmter Bewegung schauen und fühlen lassen soll. Die literarische Revolution des Sturmes und Dranges war auch eine Revolution der deutschen Schriftsprache. Die Wortstellungs- und Satztypen „Sah ein Knab' ein Röslein rot“; „Das braune Mädel das erfuhr“; „Er auf dem Berge stille hält“; „Wer ist's, dessen Haupt weiss ist vor Alter dessen Augen roth sind von Tränen“ sind Überbleibsel der germanischen Syntax, die sich durch Analogien der mittelhochdeutschen Poesie und Prosa, aber auch der frühneuhochdeutschen Sprache beleuchten und erklären lassen. Meine Einreihung der syntaktischen „Lizenzen“ des Goethischen Geniestils in den geschichtlichen Zusammenhang der germanischen Sprachentwicklung hat Wilhelm Braune für seine bekannte Untersuchung „Zur Lehre von der deutschen Wortstellung“ (in den Forschungen z. d. Phil., Festgabe für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894, S. 34) genutzt, während sie Otto Behaghel sich hat entgehen lassen bei seinen Ausführungen über Verschiebung des Verbuns in deutschen Sprachquellen des 13. bis 18. Jahrhunderts („Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch“ und „Zur deutschen Wortstellung“: Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins Heft 17/18, 1900, S. 213—251; vgl. auch Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht 6, S. 265). Goethe selbst hat dann freilich seit der Zeit seiner Reife sich mehr und mehr für seine Prosa wieder dem alten Periodenschema des Regulbuches anbequemt, und in den Schriften seines Alters erklingt der gemessene Schritt der kanzleihaften Periode. Aber die Freiheiten, die seine Jugendsprache unserer Poesie und Prosa errang, sind doch nie wieder ganz verloren. Und wenn leider als korrekt auch heute noch in allen Prosaschriften, die nicht ausgesprochen künstlerischer Natur sind, das Wort- und Satzstellungsschema der lateinischen Kanzleiperiode gilt, so ist

doch das Gefühl für diese Erscheinungen des deutschen Sprachlebens schon in weiteren Kreisen geweckt.

Hier wegweisend und ordnend voranzuschreiten, käme dem deutschen Sprachunterricht zu. Dieses Ideal schwebte mir vor, als ich es unternahm, seine Aufgabe zu umschreiben. Meine damaligen Andeutungen, die ich vorher und nachher an anderen Orten ergänzte, und die allgemeineren Wünsche in die sie am Schluß ausklangen, haben seinerzeit manche Zustimmung gefunden, z. B. von Friedrich Paulsen und Paul de Lagarde in freundlichen Briefen. Der Göttinger Reformator bezweifelt übrigens, daß Bismarck den ihm oben (S. 23) zugeschriebenen Ausspruch über die innere nationale Wiedergeburt wirklich getan habe¹⁾. Wie dem auch sei, die innere nationale Wiedergeburt, eine nationale Renaissance unserer deutschen Bildung ist doch im Grunde das Ziel aller derer, die den deutschen Unterricht in den Mittelpunkt unserer höheren Schulen stellen wollen.

Bald wird's ein Menschenalter, daß ich, voller Sehnsucht nach diesem Ziel, meinen Blick suchend in die Zukunft richtete. Mit meinen Vorhersagungen war ich ein guter, aber auch ein schlechter Prophet. Der Reformgedanke hat ja seitdem niemals geruht, und oft genug ist von den hohen Aufgaben des Deutschunterrichts im geistigen Haushalt des Gymnasiums geredet worden. Aber ein Erfolg war bisher kaum zu spüren. Der Drang nach dem mir vorleuchtenden Ideal hat sich seitdem mächtig ausgebreitet und verstärkt. Ein großer Verband Gleichgesinnter hat sich aufgetan, den alten Traum zu verwirklichen. Die Ansicht, daß die höhere deutsche Schule der geschichtlichen Selbsterkenntnis zu dienen habe, daß sie eine Lehrerin der nationalen Ethik werden müsse, ist ihnen allen gemein. Und mein einstiges Bekenntnis, daß die Hypertrophie des Intellekts nicht durch Physik und Mathematik geheilt werden kann, daß eine Atrophie des Gemüts sich ankündige, der eine neue Therapie begegnen müsse, dieses Bekenntnis, das, zugleich Warnung und Forderung, bei seinem Hervortreten

¹⁾ Ich bin dem nicht weiter nachgegangen, glaube mich aber bestimmt zu erinnern, daß jenes Wort innerhalb der Jahre 1880—1884 in einem Telegramm oder einer Antwort auf eine Begrüßung, vielleicht auch in einer kurzen Gelegenheitsansprache gefallen ist. Mögen gründlichere Bismarckkenner dies aufklären.

Verwunderung oder Entrüstung erregte, darf heute, wenn auch nicht überall auf Zustimmung, sicher allgemein auf Verständnis rechnen. Hat inzwischen doch Bergson, als Modephilosoph von Paris, den nämlichen Gedanken in ähnlicher Fassung zur Grundlage einer weit und tief greifenden Umwertung des wissenschaftlichen Denkens gemacht. Niemals hätte er den Bau seiner blendenden Philosophie errichten können, wäre ihm nicht durch große deutsche Denker vorgearbeitet worden. Es unterliegt mir keinen Zweifel, daß in diesem Zusammenhang an wichtiger, vielleicht gar an erster Stelle mein geliebter, unvergeßlicher Lehrer und väterlicher Freund Rudolf Hildebrand zu nennen ist. Er hat wie niemand sonst mit leidenschaftlicher Wärme und hinreißender Überzeugungskraft durch vielseitige philosophisch-historische, insbesondere auch sprach- und kulturgeschichtliche Begründung, obzwar nur aphoristisch und andeutend, jahrzehntelang Bergsons umwälzende Leitworte Leben, Anschauung, Gefühl in Schriften, Vorlesungen, Gesprächen ausgegeben und damit die Heilmittel bezeichnet wider das Leiden einer Zeit, die zu erstarren drohte in den Banden begrifflichen Denkens, im Kultus des Buchstabens und der Formel, in Überschätzung der Kritik und in Angst vor der oft mißbrauchten Vierheit Idee, Phantasie, Seele, Gemüt, die anderseits sich verlor in einer totes Material häufenden rohen Empirie und die in einer unheilvollen Täuschung über die Schranken naturwissenschaftlicher Erkenntnis und über die Unzulänglichkeit rein verstandesmäßiger Forschung¹⁾ den Göttinnen Statistik und Technik das ewig Menschliche opferte.

¹⁾ Allerdings hat neulich Richard M. Meyer die Annahme dieser Einwirkung Hildebrands auf den französischen Philosophen mit einem spöttischen „meinetwegen“ nur als Vorahnung gelten lassen: Deutsche Literaturzeitung 1913, 29. November, Sp. 3031 (Anzeige von Erich Westermann, Grundlinien der Welt- und Lebensanschauung Rudolf Hildebrands, Leipzig, Quelle u. Meyer, 1912). Persönliche und briefliche Beziehungen französischer Gelehrter zu dem grübelnden Leipziger Germanisten haben bestanden. Ich nenne nur Bréal und Havet. Eine mittelbare Wirkung Hildebrandscher Gedanken, aber auch eine unmittelbare auf Bergson ist möglich. Von seinen deutschen Zunftgenossen freilich wurde der Wörterbuch-Professor zeit seines Lebens — einzelne Ausnahmen abgerechnet — wenig und jedenfalls längst nicht nach seiner Bedeutung beachtet. Aber im Auslande hat man seine unvergänglichen

So scheint, was ich einst vorhersagte, sich über Erwarten zu erfüllen. Aber es scheint nur so. Daß die erwartete „unvermeidliche Erkenntnis“ bereits „an entscheidender Stelle“ gewonnen sei, habe ich bisher nicht bemerkt. Und der „nationale Charakter“, dessen Emporrücken ich in der enthusiastischen Torheit der Jugend von einer nicht zu fernen Zukunft erhoffte, wo zeigt er sich? Ist nicht Deutschland gespaltener denn je?

Ich sehe ab von dem unvermeidlichen Kampf der politischen Parteien: er hat gehässige Formen angenommen und erschöpft sich mehr und mehr in einem Wettlauf um materielle Interessen. Längst aber verhöhnen uns die gebildeten Ausländer mit Recht, weil wir im gesellschaftlichen Leben wie bei der Verteilung der öffentlichen Gewalten durch ein mandarinenhaftes System von Rang-, Klassen- und Berufsabstufungen unsere mit unsäglichen Opfern errungene nationale Einheit zerstückeln. Neu und noch bedenklicher ist eine Erscheinung unserer Tage: die steigende Zerrissenheit unseres geistigen Lebens. Die Gegensätze der deutschen Stämme sind wieder aufgelebt und ins Erschreckende gewachsen: harmlose, unbedachte Eigenbrödelei, kleinliche Mißgunst und Eifersucht, auch häßlicher, bössartiger Geschäftsdrang feiern unter dem Schild der Heimatsliebe Feste landschaftlicher Sondersucht. Bis in die wissenschaftliche Welt reicht die stille, zähe Kraft, zuweilen auch der laute Widerstand dieser gegenseitigen partikularistischen Abneigungen. Es ließe sich ein

Beiträge zum Grimmschen Wörterbuch mit Aufmerksamkeit und Ehrfurcht gelesen. Bei uns spottete man über ihren Umfang und die Langsamkeit ihrer Erscheinens. Ob man Hildebrand einen „großen Philosophen“ nennen darf, lasse ich dahingestellt. Eine ungewöhnliche und zwar genial schöpferische philosophische Begabung war ihm eigen, wie das Moritz Haupt schon an dem Studenten erkannt hat. Dazu kam eine umfassende, überall auf Durcharbeitung der Quellen gegründete Kenntnis antiker, mittelalterlicher, neuerer Philosophie. Seine aus kongenialen Geist fließende Vertrautheit mit der deutschen Mystik hatte nicht ihresgleichen. Von der persönlichen Wirkung dieses wundervollen Menschen will ich hier nur dies sagen: in einer einzigen Vorlesung, in einem einzigen Gespräch konnte er dem ihm Zuhörenden Eindrücke geben, die dessen ganzes inneres Leben bestimmten und empfunden wurden wie der Sonnenaufgang eines höheren Daseins, wie eine Beflügelung zu Fahrten des Siegs.

Buch darüber schreiben. Schlimm ist auch die zunehmende innere Entzweiung der führenden Stände. Die Kreise der praktischen Tätigkeit stehen mit wachsendem Unverständnis und daher nicht selten mit Geringschätzung der rein geistigen Arbeit gegenüber. Und was eine nicht minder schwere Gefahr heraufführt: die alte Einheit der Geistesarbeiter selbst, das Bündnis von Kunst und Wissenschaft geht in die Brüche. Wer wachen Ohrs auf die Stimmen achtet, die aus dem Dickicht der Tagespresse und aus dem Ozean jener Zeitschriften, die der modernen Kunstbewegung Bahn brechen wollen, aber auch aus gelegentlichen Äußerungen wie aus Aufsätzen und Büchern namhafter Künstler und Schriftsteller Tag für Tag über unsere Geisteswissenschaft laut werden, muß wirklich fürchten, Mephistos Rat „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ würde in den Faust-Naturen dieser modernen deutschen Kunst kein Gegengewicht finden. Weltanschauung und Partei macht da keinen Unterschied: die im Künstlerischen, Religiösen, Politischen weit voneinander stehen, sich wohl gar schroff bekämpfen — in der Unkenntnis und Verachtung der geschichtlich-philologischen Wissenschaft und in ihrer Verwerfung sind sie einig. Ein unerträglicher Zug von Unsachlichkeit, von überheblichem Subjektivismus, von einem dünnkelhaft leeren Kultus des Worts und der Gebärde, der Form und des Ornaments geht durch die Reihen des literarisch-künstlerischen Nachwuchses, namentlich der mittleren Generation. Neben einem Bildungshunger ohnegleichen, der unser Volk, Frauen und Männer fast aller Schichten, in einer nahezu krankhaften Stärke durchwühlt, gewahrt man, wie unangefochten und ohne Scheu Dilettantismus und Halbwissen lehrend stolzieren und Massen gläubiger Hörer bestriicken.

Kein Thema aus dem weiten Bereich der Geisteswissenschaften, das heute nicht von grünen Priestern der vermeintlichen künstlerischen Kultur in Essais und Aphorismen behandelt würde: erhaben über einer Durchdringung des Stoffs und einer Kritik der Quellen, frei von Rücksicht auf die Bemühungen wissenschaftlicher Vorgänger, einzig der Kraft ihrer Sehergabe vertrauend, suchen sie in dem orakelhaften Stil, dem vor allem „die persönliche Note“ eignen muß, weniger den Weg zur Wahrheit als die Verblüffung der Leser. Alle verlockt von dem unseligen Irrlicht des Übermenschentums, das gerade die kräftigsten

Talente in den Abgrund treibt! Gewiß fehlt es demgegenüber nicht an berechtigtem Widerstand, an dem gebührenden Spott, auch in den Zeitungen und der Tagesliteratur. Aber die Epidemie der Unsachlichkeit ist gleichwohl unbesiegt, und sie scheint immer noch sich weiter auszubreiten.

Auch die alte Zwietracht zwischen Schule und Leben, zwischen Lehrern und Elternhaus, niemals ganz zu schlichten, zeigt gegenwärtig eine unerfreuliche Schärfe. Zu ihr gesellt sich neuerdings noch der Gegensatz, in den große Teile des Journalismus und der Künstlerschaft sich zu Dozenten und Lehre der Universitäten stellten, allerdings nur insofern es sich um die philosophischen und ganz besonders die historisch-philologischen Fächer handelt. Wohl erklingt noch bei passender Gelegenheit in unseren Zeitungen das herkömmliche Preislied auf das Volk der Denker und Dichter. Aber mir scheint, die berufsmäßigen Denker und die berufsmäßigen Dichter und Schriftsteller sind augenblicklich in Deutschland recht außer Fühlung. Gewiß, ein Teil der Schuld dieses Mißverhältnisses fällt der deutschen Fachforschung zu, die lange über der vermehrten Spezialisierung und Kleinarbeit, über geschichtlicher Stoffsammlung und Quellenkritik, über literarhistorischer Parallelen- und Modelljagd, über Lautmikrologie und Sprachstatistik die großen Gesichtspunkte, die Erkenntnis der allgemeinen geistigen Zusammenhänge und vor allem eine zusammenfassende lebendige Darstellung der Forschungsergebnisse versäumte. Aber in all dem ist längst eine tiefgehende Wandlung eingetreten. Auf allen Gebieten historisch-philologischer Wissenschaft blüht seit zwei Jahrzehnten ein neues Schaffen, das ins Weite und ins Freie blickt. Allerdings die reichsten Ernten haben bisher das griechische Altertum und der alte Orient, die Prähistorie, die römisch-germanische Limesforschung und die Religionswissenschaft geborgen. Aber wie überall, so hat auch für die deutsche Philologie der Aufschwung in eine universellere, die engen Fachgrenzen erweiternde, an den Kern der Probleme dringende Arbeits- und Darstellungsweise angefangen, neue Früchte zu zeitigen. Die Klagen und Anklagen, die so oft erhoben werden gegen die Enge und Leere der germanistischen Methode, sind gerade heute weniger berechtigt als etwa vor zehn oder fünfzehn Jahren. Um so schmerzlicher müssen wir die Entfremdung empfinden, die der nationalen Philologie weite

Kreise des literarisch und künstlerisch gebildeten Laientums fernhält.

Dies alles möchte hingehen, bestünde nur in der nationalen Grundfrage, wenn auch nicht Einigkeit, doch wenigstens unter den widerstrebenden Meinungen eine gegenseitige Achtung oder allermindestens ein ehrlicher Kampf. Doch will ich von diesen Gegensätzen und den Mitteln, mit denen ihre Vertreter wider einander streiten, schweigen. Sie erfüllen jeden aufrichtigen Freund der nationalen Wohlfahrt mit Grauen. Nur eins — und dies ist das allerbedrückendste! — muß ich aussprechen: auch den Kreis der in der Hauptsache Gleichgesinnten, den Kreis derer, die in der vollen, freien Entfaltung unserer heimischen Art das höchste Ideal und die erhabenste Aufgabe sehen, trennt von einander innere Feindseligkeit. Ich schreibe diese Zeilen, weil ich mein Leben im allerstrengsten Sinn des Worts ausschließlich und unablässig in den Dienst einer Wissenschaft gestellt habe, die das Wesen und die Geschichte der deutschen Volksart ergründen will. Seit fünfunddreißig Jahren habe ich mich redlich bemüht, weil mein Herz am deutschen Vaterlande hängt, den weiten Weg seiner sprachlichen Entwicklung, die ein Spiegelbild ist seiner Kultur und seiner geistigen Geschichte, aufzudecken und dadurch der Zukunft unserer Bildung vorzuarbeiten. Trotzdem muß ich darauf gefaßt sein, daß von den Lesern dieser Zeitschrift viele, denen gleich mir die Andacht vor der Herrlichkeit unserer Sprache die Seele bewegt, und deren Aufmerksamkeit und Zustimmung mir für diese Zeilen vor allem erwünscht sein müßte, meine Betrachtung voll Enttäuschung ungelesen beiseite werfen, sobald ihr Auge auf das erste Fremdwort fiel. Habe ich es doch soeben erlebt, daß man mich undeutsch und pflichtvergessen schilt, weil ich, indem ich den Ursprung und die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache darzustellen unternahm, auch die Zeit der sprachlichen Fremdherrschaft, des Regiments lateinischer Sprachkunst, die vom 14. bis ins 18. Jahrhundert reicht, eingehend erforscht und beleuchtet, weil ich es gewagt habe, diejenigen lateinischen Texte kritisch herauszugeben, von denen nach dem Ergebnis meiner Forschung jene oben erörterte Einwirkung des lateinischen Stils und Satzbaues ihren Anfang nahm.

Eben hat Hans Delbrück, ein so guter Patriot und deutschgesinnter Schriftsteller wie nur je einer gelebt hat,

mahnend seine Stimme erhoben wider die Unduldsamkeit und Ketzerrichterei, die der verdienstvolle Allgemeine deutsche Sprachverein gegen alle ihm grundsätzlich nahestehende, seinen Leistungen volle Anerkennung gewährende Gelehrte ausübt, sofern sie sich das Recht und die Freiheit wahren, das Maß der notwendigen oder zu besonderer stilistischer Wirkung ihnen wirksam erscheinenden Fremdworte selbst zu bestimmen („Sprachreinigung, Fürst Bismarck und Heinrich von Treitschke“, Preußische Jahrbücher, Mai 1914).

Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist kein Naturgewächs. Sie ist ein wandlungsreiches, langsam geschaffenes Kunstprodukt. Und heißt alle Sprache mit Recht ein Spiegel der Kultur jener Volkskreise, die darin ihr geistiges Leben ausdrücken, dann gilt das von der neuhochdeutschen Schriftsprache in höchstem Maße. So begreift man es leicht, mag es auch dem allgemeinen wissenschaftlichen Bewußtsein noch fremd sein: die neuhochdeutsche Schriftsprache hat nicht bloß im Wortschatz fremde Zuflüsse aufgenommen. Außer den Fremdworten hat sie auch anderes ausländisches Sprachgut sich angeeignet. Am sichtbarsten in der Syntax. Freilich liegen hier die Einwirkungen nicht immer ganz klar. Die Vermeidung der Endstellung des Verbs im Nebensatz, die man neuerdings mehrfach als Verhunzung nach jüdischem Muster brandmarken wollte (s. Behaghel a. a. O. S. 233) ist, wie gesagt, auch in der frühneuhochdeutschen Prosa und in der mundartlichen und Umgangssprache verbreitet. Aber wenn sie in der Sprache der Geniezeit neu hervorbricht, als Element des feierlichen und pathetischen Stils und gleichsam das Erkennungszeichen der revolutionären literarischen Geister wird, so hat daran, wie Klopstock schon bezeugte, Luthers Bibeldeutsch seinen Anteil, und dieses folgt hierin offenbar dem hebräischen Original. Auch die altgriechische Syntax hat in der deutschen Dichtersprache des 18. Jahrhunderts Spuren hinterlassen. Auf dem Gebiet der Lautlehre ist, wie ich im Jahre 1894 in der Festgabe für Rudolf Hildebrand nachwies, der erfolgreiche Kampf für die Restitution der unbetonten *e* in Endungs- und Ableitungssilben unterstützt worden durch verwandte Bestrebungen in Frankreich (Du Bellay, Ronsard, Malherbe), in Holland (Daniel Heinsius), in Italien. Auch England hat auf die neuhochdeutsche Schriftsprache eingewirkt. Ohne Addisons

an Milton genährte Theorie der Sprache des Affekts und der ihr eigenen Wortversetzungen hätten Breitinger und Bodmer niemals in das reguläre System Gottscheds Bresche gelegt. Und als ich vor Jahren zufällig veranlaßt wurde zu einer Untersuchung der Sprache und Sprachtheorie Drydens und Popes und ihres Verhältnisses zur Sprache Shakespeares und Miltons, überraschte mich der genaue Parallelismus, der zwischen ihren Bemühungen um die klassizistische Regulierung der englischen Dichtersprache und Gottscheds Maßstab und Begriff sprachlicher Korrektheit besteht.

An unserer Schriftsprache haben Nachahmung und bewußte Entlehnung viel größeren Anteil, als die landläufigen Darstellungen erkennen lassen. Das Werden der Schriftsprache hängt ab von den Bedürfnissen und Neigungen, von der Stärke und Feinheit des Sprachbewußtseins, und dieses nährt sich von grammatischer Reflexion, die vielfach aus dem Vergleich fremder Sprachen ihre Richtung empfängt. Darüber zu ergrimmen liegt nicht der mindeste Grund vor. Die große Tat des 18. Jahrhunderts, die Erlösung unserer Schriftsprache aus der Unmündigkeit, aus dem Bann des grammatischen Schematismus und fremder Vorbilder kann man erst dann voll würdigen, wenn man den langen Leidensweg, aber auch die gewaltige Leistung der vorangegangenen vier Jahrhunderte schriftsprachlicher Arbeit genau verfolgt, der in merkwürdigem Verein patriotischer Ehrgeiz und Begeisterung für deutsche Größe, andererseits schülerhafter Wetteifer mit dem Glanz vorgeschrittenerer ausländischer Literatursprachen den Stempel aufdrücken.

Der deutsche Sprachunterricht, der in solcher Erkenntnis seine Aufgabe erfüllt, wird die Lehre bestätigen, die sich aus einer unbefangenen Betrachtung der Geschichte der deutschen Literatur ergibt. Auch er wird auf das entschiedenste den nationalen Standpunkt vertreten. Aber auch er wird sich mit aller Schärfe widersetzen den nationalistischen Übertreibungen und Torheiten: jener pangermanischen Rasse-Mythologie, die sich einen Jehova der Weltkultur erfindet, der seit Äonen und in alle Ewigkeit dem germanischen Stamm und seinen Vorfahren die Rolle des Protagonisten im Drama der Menschheitsentwicklung überträgt.

Als ich ein Junge war, zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, da spottete Groß und Klein des frechen Worts von der

grande nation, die an der Spitze der Zivilisation marschiere. Um kein Haar vernünftiger ist es, wenn jetzt bei uns eine phantastische Lehre sich breit macht, die mit den luftigsten Gründen allen europäischen und außereuropäischen Stämmen außer den germanischen die Fähigkeit schöpferischer Kultur abspricht und alles Große, Fruchtbare, Dauernde, das jemals von Menschen geleistet wurde, als germanisches Verdienst betrachtet, die den Italienern ihren Dante, Petrarca, Lionardo, den Franzosen ihren Rabelais und Moliere nimmt und sie für Kinder germanischen Bluts erklärt, die auch die hellenische Herrlichkeit und selbst das Wirken des Juden Jesus auf Gott weiß was für blondhaarige herrenschädelige Germanenbeimischung zurückführt! Man könnte sie verlachen, diese Träume. Aber sie sind eine offenkundige Weltgefahr, und welchen Schaden sie der Ehre des deutschen Namens zufügen, welchen begreiflichen und berechtigten Hohn und Haß sie bei allen Völkern der Erde gegen uns erregen, läßt sich gar nicht absehen. Die Erfinder und Verbreiter dieses Dogmas vom auserwählten Kulturvolk dünken sich Apostel des nationalen deutschen Evangeliums und Schatzgräber des versunkenen nationalen Charakters. In Wahrheit aber kann man nichts aussinnen, das den tiefen und edlen Gedanken unserer Großen, eines Leibniz etwa oder Goethe, schroffer widerspräche, das weiter abstände von echter Germanenkraft und Germanengerechtigkeit. Denn die achtet an jedem aufrechten Lebensgenossen, auch am Feinde, die fremde Art.

Nein! der nationale Charakter Deutschlands, er ist noch nicht in die Höhe gerückt. Er ruht noch fern von uns in der Tiefe. Soll aber darum die Schule, die wir erhoffen, warten, bis er emporsteigt?

Bedräuliches Gewirr unversöhnter Gegensätze, erbitterter Hader wirklicher und vermeintlicher Widersacher, gehässiger Zwist der sich nahe stehenden Freunde — dies ist das Zeichen, unter dem unser Vaterland heute seinen geschichtlichen Weg fortsetzen soll. Ist es da nicht die Pflicht des Gymnasiums, sich auf sich selbst zu besinnen und eine Stätte zu werden der Übung und Kräftigung aller großen und edlen Anlagen, die in unserer Nation liegen? Hat nicht der deutsche Unterricht schon jetzt den Beruf, Führer zu sein zur nationalen Eintracht, zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, zur Treue gegen

uns und deutsche Art, aber auch zur Achtung und zum Verständnis fremden Volkstums und seiner Leistungen? Um uns regen sich tausend Keime eines jungen Lebens. Ein Drängen und Sehnen nach neuer Jugend, nach natürlicher, freier, persönlicher und sozialer Gestaltung unseres Staates, unserer Gesellschaft, unserer körperlichen und geistigen Bildung. Ineinander verschlungen glühen zahllose Triebe nach neuen Wertungen, nach einem neuen Menschenideal. Das deutsche Gymnasium, der deutsche Unterricht helfe dem kommenden Geschlecht durch dieses Labyrinth ins Lichte. Die umfassende geschichtliche Erkenntnis unseres Selbst, unseres Volkstums, unserer Sitte, unserer Sprache, unserer Sage, unserer Dichtung und Literatur werde der rettende Faden, der hinausleitet in den Tag des freien Lebens und Schaffens. Dann mögen sich dereinst diese Befreiten, Geschulten und Gestählten freuen der Sonne, die über einer dritten Blüte des deutschen Humanismus erstrahle. Selbwachsen und von echter heimatlicher Art soll der sein, aber fähig und bereit zu lebendiger Kenntnis auch aller ewigen Schöpfungen menschlicher Kultur von anderem nationalen Gehalt, seien es die Denkmäler des hellenisch-römischen Altertums, seien es die Werke und Taten unserer modernen Mitkämpfer im redlichen Wettbewerb um den Kranz des Ideals.

Weit und schwer ist der Weg. Lange wird es dauern, bis die rechte Form diesem neuen Gymnasium geschaffen und die rechte Lehrart dem künftigen deutschen Unterricht gefunden werde, bis die geeigneten Lehrer ihres Amtes zu walten vermögen. Von alledem wäre ein andermal zu reden. Nur der erreicht hier das Mögliche, der das Unmögliche mit ernstem Sinn und beharrendem Mut fordert. Germanisten an die Front!

23. Juli 1914.

* * *

Wenige Tage nachdem die Niederschrift dieser Mahnungen an den Herausgeber der Zeitschr. f. d. d. Unterr. abgegangen war, brach über unser Vaterland die große Schicksalsstunde herein. Dem Ruf „An die Front!“ folgten nun ungezählte Germanisten im eigentlichen, schönsten Sinne. Unter ihnen auch der Herausgeber dieser Zeitschrift. Nun erstand über Nacht durch ein Wunder die Einmütigkeit, die wir vermißten. Nun schweigt der Zwist der Parteien und Richtungen. Nun fühlen sich alle

Deutschen eins als Verteidiger des deutschen Staats und der deutschen Kultur, unserer Existenz und unserer Zukunft. Möge in dem furchtbaren Weltkrieg, der uns aufgedrängt wurde, unser gutes Recht durch die Kraft unserer Waffen und die herrliche Hingebung unseres ganzen Volkes den Sieg erringen über unsere offenen wie auch über alle unsere heimlichen Feinde und Neider! Der furor teutonicus brause unwiderstehlich über die Erde! In ihm steckt ja der Kern unseres Wesens, aus dem Deutschlands nationaler Charakter hervorgehen könnte. Denn in diesem furor teutonicus birgt sich zugleich das Zarteste und Edelste, das Reinste und Höchste, das wir haben: die deutsche Seele, der deutsche Idealismus, der deutsche Weltberuf. In der gewaltigen Erhebung dieser eben durchlebten Wochen schien sich die ersehnte innere nationale Wiedergeburt, eine neue wahrhaft deutsche Renaissance unseres Vaterlandes, schien sich die in den letzten Jahrzehnten so schmerzlich entbehrte innere Einigung aller schaffenden Stände und Kreise anzukündigen. Der Friede möge das erfüllen und vollenden. Dann werden wir auch jenem neuen Weltreich des deutschen Geistes näher kommen, dessen Prophet einst Schiller war in seinem Säkulargedicht zur Begrüßung des 19. Jahrhunderts. Auch Goethe und Richard Wagner harnten dieses deutschen geistigen Weltreiches. Wenn der Sturm ausgetobt hat, möge der deutsche Unterricht dorthin ein Führer sein. Denn in dem Erstarren der germanischen Völker, das wir als Ergebnis dieses Krieges erhoffen, soll auch das große ewige Erbe ihrer zweitausendjährigen Geschichte wachsen, soll die volle Entfaltung unserer nationalen Kräfte den freien Wettstreit aller Kulturvölker sichern, läutern, und ihn aufwärts leiten zu immer friedensvolleren, menschlicheren Zielen.

9. September 1914.
